

Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID





*Zu
unserem
Titelbild*

Der Lichterglanz dieses Tannenbaumes, der an der Berlin-Mauer neben einem Podest steht, von dem die Westberliner ihren Freunden und Verwandten schüchtern und unter Lebensgefahr manchmal hinüber winken, wird sich in diesen Tagen, in denen in Kirchen und aus Lautsprechern das „Friede-den-Menschen-auf-Erden“ ertönt, in Millionen von Tränen widerspiegeln, die geweint werden um die verlorengegangene Freiheit, um ein Leben, das trotz mancher Widrigkeiten doch noch erträglich war, da wenigstens die Bande der Menschlichkeit die 17 Millionen mit uns noch zusammenhielten. Ist uns dies wirklich schon ganz zum Bewußtsein gekommen — so bewußt geworden wie ein großer körperlicher Schmerz, der uns zwingt, ihn wahrzunehmen, der uns durch Mark und Bein geht, der uns durch seine Qual die Brust zuschnürt und das Herz stocken läßt?

Wenn wir diese Mauer noch nicht so erlebt haben, dann wissen wir noch nicht, was es heißt, „drüben“ leben zu müssen, dann haben wir noch keinen einzigen jener bitteren Tropfen geschmeckt, von denen die 17 Millionen langsam bis zur Neige trinken müssen und die sie so irre an der Welt werden lassen, daß nackte Verzweiflung sie immer wieder zu lebensgefährlichen Fluchtversuchen treibt.

Deutsche Weihnachten 1961

INHALT DIESER AUSGABE

	Seite
Weihnachten und Jahreswechsel	3
Arbeitszeit ab 1. Januar 1962	5
Lieber Betriebsrat	5
Richtlinien für die Gewährung eines Anerkennungslohnes	6
Liebe Pensionäre	7
Liebe Soldaten	9
Liebe ausländische Mitarbeiter	9
Vom rechten Maßhalten	10
BSI zeigte Bahnmaterial in Belgien	13
Alarm bei den Krankenkassen	14
Zum 100. Male: und das meint Struppi	16
Gelbe Einlage	Mitte des Heftes
Ist unsere Jugend sich selbst überlassen?	19
Das neue Buch	20
Rheinstahl im neuen Heim	21
Über die Bedeutung der Volkshochschule in unserer Zeit	25
Atomspaltung — Energiespender der Zukunft	26
Lehrjahre formen zum Fachmann	27
Unsere Jubilare / Familiennachrichten	29
Kaschubisches Weihnachtslied	31

Herausgeber
Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur
Herbert Goretzki / Remscheid

Druck
Bergische Druckerei Ludwig Koch / Remscheid

Klischees
Grafisches Atelier Loose/Durach / Remscheid

Fotos
Heinz Lindenberg / Werksfotograf
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Weihnachten und Jahreswechsel

Dr. Wolfgang Busch



Wie alljährlich ist es uns ein Herzensbedürfnis, in der letzten Ausgabe unserer Werkszeitung vor dem Jahresende all denjenigen Werksangehörigen Dank und Anerkennung zu sagen, die uns in dem sich neigenden Jahr mit getreuer Pflichterfüllung zur Seite gestanden haben.

Ihnen allen ist hinlänglich bekannt, welche Auffassung wir von der Bedeutung des Arbeitsbereichs jedes Mitarbeiters haben. Den neu Hinzugekommenen wollen wir sie gern an dieser Stelle wiederholen: der einzelne für sich allein — ob hoch oder niedrig — vermag nichts! Es liegt im Wesen der im modernen Industriebetrieb herrschenden Arbeitsteilung, daß nur ein letztes Miteinander zum angestrebten Erfolg führt. Man bedient sich zur Veranschaulichung gern des Vergleichs mit einem Uhrwerk. Leider hat dieser den Nachteil, daß er nicht stimmt. Mögen sich im Uhrwerk auch die einzelnen Räder und Rädchen je nach ihrem Umfang schneller oder langsamer drehen, keines hemmt den vorgeschriebenen Umlauf der Zeiger, keines versagt sich der ihm vorberechneten Leistung — und das sieht bekanntlich beim Zusammenwirken einer Vielzahl von Menschen, das im Prinzip gleichen Regeln unterworfen ist, ganz, ganz anders aus.

Wir haben leider auch in diesem Jahr allzu häufig Veranlassung gehabt, uns über oft-

mals nachgerade bedenklichen Mangel an Pflichtgefühl zu beklagen. Sage niemand, solche Feststellungen seien in einer Betrachtung zum Jahreswechsel unangebracht! Sie sind es diesmal weniger denn je; denn wenn sich nach der Weihnachts- und Sylvester-Pause die Werkstore wieder öffnen, wird die offizielle Arbeitszeit pro Woche nurmehr 42½ Stunden betragen, ist die Bundesrepublik das Land der kürzesten tariflichen Arbeitszeit — übrigens obendrein der zahlreichsten bezahlten Feiertage! Rund 200 000 Arbeitsstunden wird die BSI alles in allem vom 2. Januar 1962 an pro Jahr weniger schaffen, ohne daß der einzelne in seiner Lohn- und Gehaltstütze etwas davon spüren soll und wird.

Jede Stunde, ja jede Minute Arbeit wird also noch kostbarer. Wir hoffen, daß beispielsweise jener junge Facharbeiter, der neulich seinen verspäteten Arbeitsbeginn mit einer lachenden Gebärde abtat, in Zukunft deutlich erkennt, daß eine solche Gleichgültigkeit nun erst recht nicht mehr möglich ist.

Wir meinen übrigens, daß manches eines Mannes in unserer freiheitlichen Welt nicht würdig ist, was fast alltäglich in unserem Werk geschieht. Wir sollten uns vornehmen, auch das im kommenden Jahr zu ändern — zum Beispiel den immer offensichtlicher werdenden Mißbrauch der Be-

triebskrankenkasse durch eine nicht geringe Zahl ihrer Mitglieder.

Es hat den Anschein, als ob die wirtschaftliche Entwicklung in ruhigere Bahnen gelangt sei. Schon seit einigen Monaten weist der Auftragseingang eine rückläufige Tendenz auf. Angesichts des sehr hohen Auftragsbestandes, den wir in das neue Jahr mit hinübernehmen, braucht uns das nicht mit Besorgnis zu erfüllen, finden wir doch endlich einmal die seit langem erhoffte Gelegenheit, rückständige Arbeit zu erledigen. Die Einstellung so mancher unserer Kunden zu vielfach wirklich bösen Terminverzögerungen schwankt zwischen mühsam verborgener Enttäuschung und verständlicher Verärgerung. So konnte und darf es nicht weitergehen.

Wir erhoffen uns in dieser Hinsicht eine zusätzliche Entlastung unserer Betriebe durch die da und dort bereits spürbar werdende Bereinigung des Fabrikationsprogramms. Diese soll und wird die bisherige Vielzahl von Aufträgen, deren Ausführung den Gesamtablauf der Fertigung nachteilig beeinflusst, zwangsläufig verringern. Das wird nicht zuletzt auch günstige Folgen für die in einigen Betriebsabteilungen nicht befriedigende Kostensituation haben.

Zur konjunkturellen Entwicklung im kommenden Jahr läßt sich keine sichere Voraussage machen. Übereinstimmend sind die wirtschaftswissenschaftlichen Institute der Auffassung, daß die bereits eingetretene Verlangsamung des jährlichen Anstiegs der Gesamtproduktion in der Bundesrepublik sich fortsetzen wird, daß jedoch ein echter Einbruch in die gute wirtschaftliche Lage nicht zu befürchten sei.

Wir alle wissen, daß unser Wohl und Wehe von ganz anderen Dingen abhängt, nämlich der politischen Entwicklung. Die geografische Lage unseres Landes an der Nahtstelle zwischen Ost und West macht uns das täglich erneut bewußt. Unsere deutschen Probleme stehen im Mittelpunkt weltweiter Auseinandersetzungen. Wir können nur heißen Herzens hoffen, daß für ihre Lösung friedliche Wege gefunden werden, damit der Welt und uns neues Leid erspart bleibt.

Das bevorstehende Weihnachtsfest wird überschattet sein von solchen sorgenvollen Gedanken. Gehen wir mit der Zuversicht in das neue Jahr, daß es zu einem Jahr des Friedens wird.

Arbeitszeit ab 1. Januar 1962

Die Tarifpartner haben ab 1. Januar 1962 eine wöchentliche Arbeitszeitverkürzung von 44 Stunden auf 42½ Stunden festgelegt. Dieser Festlegung entsprechend, sind zwischen der Geschäftsleitung und dem Betriebsrat neue Arbeitszeiten für die Betriebe vereinbart worden. Einzelheiten werden von den Betrieben bekanntgegeben. Grundsätzlich wurde festgelegt, daß alle Zweischicht-Betriebe mit der Arbeitszeit um 5.45 Uhr beginnen, damit die Spätschicht um 23.15 Uhr beendet wird.

Alle Büroangestellten arbeiten von montags bis freitags ab 7.45 Uhr bis 16.45 Uhr mit einer halben Stunde Mittagspause.

Die Betriebsangestellten arbeiten mit den Schichten.

Für Jugendliche bis zu 18 Jahren, die nach dem Jugendarbeitsschutzgesetz eine Wochenarbeitszeit von 40 Stunden haben, tritt eine Arbeitszeitänderung nicht ein.

Neues Betriebsratsmitglied



Für Herrn Rudolf Mädel, der die Stelle eines offiziellen Krankenbesuchers der Betriebskrankenkasse übernommen hat und aus dem Betriebsrat ausgeschieden ist, ist Herr Walter Wichmann, Bökerbau Saal 2, als nächster auf der Reserveliste, Betriebsratsmitglied geworden.

Unsere Jubilare des Jahres 1962 machen wir darauf aufmerksam, daß der Empfang des Jubilars und seiner Ehefrau durch die Geschäftsleitung und die Entgegennahme der Jubiläumsgabe am Jubiläumstage um 11.30 Uhr stattfindet.

Dazu wird der Jubilar und seine Ehefrau von einem Werkspersonenwagen abgeholt und nach dem Empfang wieder nach Hause gefahren.

Lieber Betriebsrat

Es mag dahingestellt bleiben, wer von uns in der Schwelle zur Weihnachtspause einen tieferen Seufzer der Erleichterung ausstößt – Sie oder wir. Sagen wir es offen: zum beinahe guten Schluß des Jahres hat uns beide die Frage des Weihnachtsgeldes mit all ihrem Drum und Dran noch etwas reichlich strapaziert. Ob das notwendig war, wird keiner von uns beantworten mögen. Ganz gewiß aber wird man eins sagen können – daß es für beide Gesprächspartner nicht angenehm, daß es zumindest bedauerlich war.



Das Jahr 1961 hat uns nicht nur diesen einen gemeinsamen Kummer beschert. Wir haben uns – vor allem in den letzten Monaten – gefragt, woran um alles in der Welt das liegen mag. Wie immer, wenn man sich solche Fragen stellt, fühlt man sich selbst nicht schuldig. Sie andererseits haben einem von uns gesagt, wir seien Ihrer Auffassung nach in der letzten Zeit ziemlich „starr“ geworden.

Stimmt das? Wir sind offengestanden ganz anderer Meinung, haben uns sogar gelegentlich selbst den Vorwurf gemacht, überaus großzügig gewesen zu sein in diesem Jahr. Die Mitglieder des Wirtschaftsausschusses hatten unlängst Gelegenheit, sich ein Bild davon zu machen, zu welchen stattlichen Summen die Vielzahl einzelner Bewilligungen anwächst innerhalb eines einzigen Jahres. Die fünf oder gar sieben Prozent hier und die zwölf oder fünfzehn Pfennige dort – sie schwellen bei einer Belegschaft von immer noch über 2 500 Menschen zu fünf- und sechsstelligen Zahlen an, die von uns gemeinsam zusätzlich herausgewirtschaftet werden müssen.

Wir meinen also, daß Sie auch in diesem Jahr wieder mit dem Ergebnis Ihrer Arbeit zufrieden sein können. Natürlich erwarten wir nicht, daß Sie uns das sagen. Aber wenn Sie in einigen Tagen unterm Weihnachtsbaum den eingangs erwähnten Erleichterungsseufzer tun, dann schließen Sie dabei den Gedanken ein, daß das Jahr 1961 doch manchen Fortschritt gebracht hat.

Wir danken Ihnen für die stets bewiesene Bereitschaft, zu unseren Gesprächen mit Sachlichkeit und Achtung der Meinung des anderen beizutragen. In einer solchen Atmosphäre wird es niemals unmöglich sein, zu vernünftigen Lösungen auch bei schwierigen Fragen zu kommen.

Ihnen allen eine frohe Weihnacht und Glückauf zum neuen Jahr!

O. Hilger

Dr. H. Friederichs

K. Zimmermann

Dr. W. Busch

Richtlinien für die Gewährung eines Anerkennungslohnes

1. Begriff

Anerkennungslohn ist ein Lohnausgleich für bewährte Belegschaftsmitglieder, die nach Erfüllung bestimmter Voraussetzungen auf Grund natürlichen körperlichen Verschleißes an einen niedriger bezahlten Arbeitsplatz versetzt werden müssen.

Darunter fallen nicht gleichgeartete Auswirkungen von Berufskrankheiten und Unfällen, die durch Rentenzahlung der Berufsunfallgenossenschaft erfaßt werden.

2. Voraussetzungen

Anerkennungslohn kann auf Antrag gewährt werden an Belegschaftsmitglieder, die im Verlauf ihrer Werkzugehörigkeit folgende Voraussetzungen erfüllen:

Gruppe	Art und Mindestdauer der Arbeit	Wertzahlen		Vollendete Lebensjahre
		Muskelarbeit:	Temperatur:	
I	schwerste körperliche Warmarbeit von mindestens 15 Jahren	5 und mehr	2 und mehr	50 Jahre 55 Jahre
II	a) schwerste Kaltarbeit b) oder schwere körperliche Warmarbeit von mindestens 20 Jahren	6 und mehr		
III	normale Tätigkeit von 25 Jahren	4 und mehr	1,5 und mehr	55 Jahre 60 Jahre

Betriebsangehörige, die Art und Mindestdauer der Gruppen I bis III erfüllt haben, haben Anspruch auf den Anerkennungslohn. Hat ein Betriebsangehöriger Tätigkeiten in mehreren Gruppen nachzuweisen, ohne in einer Gruppe die Voraussetzungen voll erfüllt zu haben, besteht die Möglichkeit der Umrechnung der Jahre der niedrigeren Gruppen zur Vervollständigung der Jahre der höheren Gruppen. Für die Umrechnung ist die Anzahl der für die einzelnen Tätigkeiten geforderten Jahre die Relation. (Relation 15:20:25, d.h.: 1 Jahr der Gruppe I entspricht 1 Jahr 4 Monaten der Gruppe II bzw. 1 Jahr 8 Monaten der Gruppe III).

An Betriebsangehörige unter 50 Jahren kann in keinem Fall ein Anerkennungslohn gezahlt werden.

Als Grundlage für die erwähnten Wertzahlen dient die Arbeitsplatzbewertung, wobei die Bewertungsmerkmale der Muskelarbeit und der Temperatur als Bewertungsgrößen herangezogen werden.

Die Notwendigkeit der Versetzung an einen niedriger bezahlten Arbeitsplatz und die Einsatzfähigkeit werden durch die Untersuchung des Werksarztes festgestellt.

Der Anerkennungslohn kommt in Fortfall

- a) mit Vollendung des 65. Lebensjahres
- b) mit Erhalt der Invalidenrente infolge vorzeitiger Invalidität.

Sofern die monatliche Invalidenrente unter

dem Betrag bleibt, der als Anerkennungslohn gezahlt worden ist, wenn der Betriebsangehörige keine Rente bezöge, wird der Unterschied zwischen Rente und den auf Normalbasis errechneten Anerkennungslohn gezahlt.

3. Errechnung des Anerkennungslohnes

Der Anerkennungslohn wird für die laut Schichtplan verfahrenen Normalstunden ohne Berücksichtigung von Über-, Sonntags- und Feiertagszuschlägen gezahlt. Für darüber hinaus verfahrenen Über-, Sonntags- oder Feiertagsstunden kommt kein Anerkennungslohn zur Verrechnung.

Bei Erfüllung der Bedingungen von Ziffer I und II errechnet sich die Höhe des Anerkennungslohnes wie folgt:

- a) bei Akkordarbeit

50% des Unterschiedes zwischen dem erreichten Durchschnitts-Monatsverdienst der letzten drei Jahre vor der Umbesetzung und dem Monatsverdienst des neuen Arbeitsplatzes auf der Basis der laut Schichtplan zu verfahrenen Normalstunden;

- b) bei Zeitlohn

Unterschied zwischen dem Durchschnittsmonatsverdienst der letzten drei Jahre vor der Umbesetzung und dem Monatsverdienst des neuen Arbeitsplatzes, errechnet auf der Basis der laut Schichtplan zu verfahrenen Normalstunden.

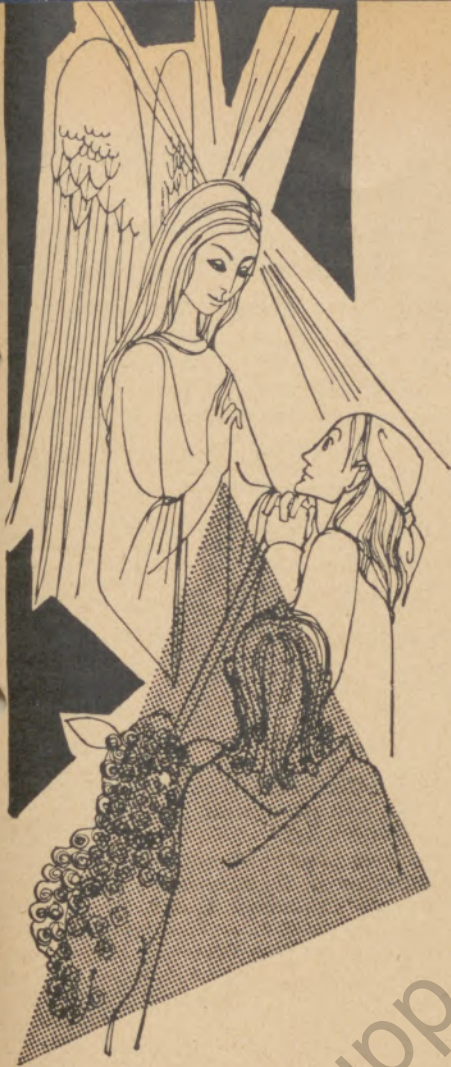
Wer zum Zeitpunkt der Umbesetzung die unter Punkt 2 geforderten Beschäftigungsjahre noch nicht erreicht hat, kann den Antrag erst nach Erfüllung dieser Voraussetzungen stellen. Hierbei zählen die Jahre nach der Umbesetzung, aber vor Erfüllung der Bedingungen so, als ob die ganze Zeit der alte Lohn erreicht worden wäre.

Alle Anträge auf Anerkennungslohn werden im Personalamt entgegengenommen.

4. Geltungsdauer

Diese Vereinbarung kann u.a. bei gesetzlichen oder tarifvertraglichen Regelungen auf diesem Gebiet, welche die Leistungen dieser Vereinbarung ablösen, mit dreimonatiger Frist jeweils zum Schluß eines Kalendervierteljahres gekündigt werden.

Diese Richtlinien gelten ab 1. Januar 1962



Liebe Pensionäre

Entgegen der Gepflogenheit der früheren Jahre gehen Ihnen unsere Grüße zu Weihnachten diesmal ausnahmslos auf dem Postwege zu. Glauben Sie nicht, nun seien auch wir der Gefahr dieser gar zu versachlichten Zeit erlegen und glaubten, auf den persönlichen Gruß durch Fräulein Rose verzichten zu können. Diese soll im Gegenteil nun ohne jenen Zeitdruck, den die Verteilung unserer Päckchen zwangsläufig mit sich brachte, Sie alle zu einem geruhsamen Gespräch aufsuchen — die einen noch vor dem Weihnachtsfest, die anderen in den ersten Wochen des neuen Jahres.

Wir haben die herzliche Bitte an Sie alle, uns dann gelegentlich dieses Besuches von Fräulein Rose wissen zu lassen, was Sie bekümmert, wo am Ende wir Ihnen mit Rat oder Tat helfen können. Zwar können und wollen wir die fürsorgende Liebe der Angehörigen nicht ersetzen; wir wissen aber, daß die Unrast der Zeit vor allem in die Reihen der alten Menschen viel herbe Einsamkeit

gebracht hat. Gerade zur Weihnachtszeit in solche stillen Stuben ein wenig Wärme zu tragen, ist das besondere Anliegen, das Fräulein Rose zu Ihnen führt.

Das sich neigende Jahr hat manche Lücke in Ihre Reihen geschlagen. Krankheit und Siechtum waren für viele allzu beständige Begleiter. In nicht wenigen Fällen haben wir materielle wie auch seelische Not lindern können. Wer daran Anteil hatte, weiß, wie gern das geschah.

Sie werden in das neue Jahr die Gewißheit mitnehmen wollen, daß Ihnen das Werk getreulich verbunden bleibt. Wir versprechen es Ihnen!

O. Hilger

O. Hilger

Dr. H. Friederichs

Dr. H. Friederichs

K. Zimmermann

K. Zimmermann

Dr. W. Busch

Dr. W. Busch

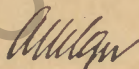
Liebe Soldaten

In keinem Jahr zuvor haben wir so oft Euer gedacht wie eben in diesem.

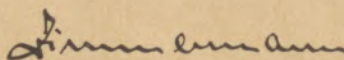
Gewiß — auch wegen der Verlängerung der Dienstzeit, die für jeden von Euch eine harte Nuß war. Aber unser Gedenken hatte noch einen anderen, sehr viel bedrückenderen Hintergrund — nämlich die Ereignisse des 13. August und ihre möglichen bitterernsten Folgen. Nie zuvor seit dem Zusammenbruch des Jahres 1945 sind wir auf so schmalem Grat zwischen Krieg und Frieden gegangen — und tun es auch heute noch!

Nun steht Ihr zum Teil unmittelbar vor der Entlassung und kehrt zu Beginn des neuen Jahres an den vertrauten Arbeitsplatz zurück. Für diejenigen unter Euch, die erst im Herbst ihrer Einberufung folgten, ist die harte Grundausbildung beendet und hält der Spieß — so hoffen und wünschen wir von Herzen — den Urlaubschein bereit.

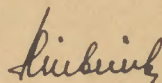
Wir freuen uns mit den Heimkehrern wie mit den Urlaubern. Denjenigen, die das Pech haben, in der Kaserne zurückbleiben zu müssen, wünschen wir ganz besonders eine frohe Weihnacht und ein gutes neues Jahr.



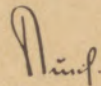
O. Hilger



K. Zimmermann



Dr. H. Friederichs



Dr. W. Busch



Cari Collaboratori stranieri,

la maggior parte di Voi si troverà di fronte nei prossimi giorni, ad un avvenimento particolare molto atteso: un breve viaggio in Patria che Vi consentirà di rivedere i Vostri Cari a casa Vostra.

Vi possiamo assicurare che ciò rallegra noi tutti di tutto cuore, perchè la vita in terra straniera comporta certamente qualche difficoltà e non poche scomodità.

Ci rendiamo conto di tutto questo e ci preoccupiamo di renderVi più agevole la vita tra di noi.

È per noi motivo di compiacimento poterVi dire, che la maggior parte di Voi ha svolto un buon lavoro, diventando così nostri apprezzati collaboratori. — Solo pochi di Voi ci hanno deluso, e questo perchè non hanno compreso che, come in ogni parte del mondo, anche qui in Germania è necessario lavorare sodo.

Noi non possiamo tra l'altro farci nulla se qui da noi il sole splende molto meno che nei Vostri paesi del Sud. — Ed è proprio per questo che tanti di noi hanno la nostalgia di trascorrere le loro ferie laggiù!

Noi auguriamo a Voi tutti, ed alle Vostre Famiglie, un lieto Natale ed un buon Anno Nuovo, che Vi vedrà nuovamente a lavorare con noi. — Questo ci fa piacere e non è tra gli ultimi un segno, che siamo sulla strada che porta alla riunificazione dell'Europa.



Liebe ausländische Mitarbeiter

Für die meisten von Ihnen steht in diesen Tagen ein besonderes Ereignis bevor: die Reise in die Heimat und das Wiedersehen



mit den Lieben daheim. Sie können versichert sein, daß wir alle uns mit Ihnen herzlich freuen; denn natürlich bringt das Leben in der Fremde mancherlei Ungeohntes und gelegentlich auch Unbequemes. Wir wissen das und sind bemüht, Ihnen das Leben unter uns zu erleichtern. Es freut uns, Ihnen sagen zu können, daß Sie fast alle eine gute Arbeit geleistet haben und uns liebenswerte Mitarbeiter geworden sind. Nur wenige haben uns enttäuscht, weil sie nicht begriffen, daß man wie überall in der Welt auch hier in Deutschland hart arbeiten muß. Wir können es leider auch nicht ändern, daß bei uns die Sonne so viel weniger scheint als in Ihren südlichen Heimatländern. Deshalb führt ja so viele von uns die Sehnsucht in den Ferien dorthin!

Wir wünschen Ihnen ein frohes Weihnachtsfest im Kreis Ihrer Familie und alles Gute im neuen Jahr, in dem Sie wieder mit uns gemeinsam arbeiten wollen. Wir freuen uns darauf, denn es ist nicht zuletzt ein Zeichen, daß wir auf dem Wege zu einem vereinigten Europa sind.

O. Hilger

Dr. H. Friederichs

K. Zimmermann

Dr. W. Busch

Questo saluto è stato tradotto solo in italiano, perchè la maggioranza dei nostri collaboratori stranieri proviene dall'Italia. Preghiamo gli appartenenti alle altre Nazioni di avere comprensione.

Dieser Gruß wurde deshalb nur ins Italienische übersetzt, weil der überwiegende Teil unserer ausländischen Arbeiter aus Italien stammt. Wir bitten die Angehörigen der anderen Nationen um Verständnis.

Vom rechten Maßhalten

Eine kritische Betrachtung von H. Huljus

Wenn jemand jetzt in der Weihnachtszeit, der besonderen Jahreszeit des Schenkens und Beschenktwerdens, vom Maßhalten spricht, so mag das bei vielen Unverständnis oder sogar Unwillen hervorrufen. Und doch scheint mir gerade diese Zeit dazu angetan, daß wir uns alle auf das rechte Maß besinnen.

Was heißt das? —

Kehren wir in Gedanken doch rasch noch einmal zurück zu der Situation, in der wir uns nach Kriegsende befanden.

Verzeihung — ich weiß, wir denken nicht mehr gern an diese dunklen, harten und bitteren Jahre der Not und des Elends und oft sogar des Kampfes um die nackte Existenz. Man vergißt die unerfreulichen Ereignisse im Leben meist rasch; das ist natürlich und gut so. Aber von Zeit zu Zeit ist es ebenso notwendig, und auch sehr heilsam, mal einen kurzen Blick zurückzuwerfen, wie ein Wandersmann im Gebirge, der an einer geschützten Stelle kurz verschnauft, einen Blick zurückwirft auf den bereits bewältigten Weg und dann mit frischer Kraft und neuer Entschlossenheit weiterklettert, dem Gipfel entgegen.

Eine solche Verschnaufpause liegt jetzt auch vor uns, und wir sollten die Gelegenheit in den Weihnachtstagen und zum Jahreswechsel nutzen, um uns einmal kurz auf uns selbst, unseren heutigen Standpunkt, den bereits zurückgelegten und den noch vor uns liegenden Weg besinnen. Kein Wanderer marschiert ohne Sinn und Ziel durch die Gegend — und auf was anderem befinden wir alle uns als auf einem Wanderweg vom Anfang bis zum Ende.

Es muß nicht „tierisch ernst“ sein, aber natürlich doch mit dem erforderlichen Maß an Ernst und Gewichtigkeit. Und vielleicht darf ich auch noch vorausschicken, daß ich in diesen Zeilen vielleicht manchmal etwas übertrieben habe, um den Kern der Sache, um die es mir hier geht, klarer herauszuschälen. Wenn sich die folgenden Zeilen auch nicht auf den Durchschnittsbundesbürger beziehen und die meisten von uns sich sicher nicht angesprochen fühlen werden, so mag doch klar werden, worauf mein Mahnruf hinauswill.

Der Volksmund unterteilt die Zeit nach dem letzten Kriege, etwas schonungslos, aber sehr treffend, in verschiedene Abschnitte des Konsums, des Verbrauchs, des materiellen Bedarfs und der persönlichen Wünsche. Diese Abschnitte folgen wie Wellenbewegungen aufeinander, lösen einander ab, gehen ineinander über.

Nach den Jahren des Hungers und der mangelhaften Ernährung stand naturgemäß an erster Stelle der Wunsch, sich richtig sattzuessen. Das Hauptgewicht lag zunächst auf gutem Essen und Trinken. Man sprach von der „Eßwelle“. Zweifellos wurde hier, nachdem die eigentliche Not vorüber war, oft des Guten etwas zuviel getan, so daß auch ärztlicherseits vor diesem Zuviel gewarnt wurde und noch bis heute gewarn wird.

Der Krieg hatte Tausende von Wohnungen zerstört; dazu kam der Raumbedarf der Ausgebombten und Vertriebenen. Es war selbstverständlich, daß wir, nachdem der Hunger gestillt war, aus Baracken und Kellerlöchern herauswollten und mußten. Die zweite Welle war also die „Wohnungswelle“. Und hier wurde offensichtlich eine ganze Menge getan.

Gleichzeitig mußte die Garderobe, die in Kriegs- und Nachkriegsjahren böß gelitten hatte, dringend erneuert werden. Allenthalben sah man noch umgearbeitete Uniformen der ehemaligen Soldaten und der entlassenen Kriegsgefangenen. Es war ein Bild der Armut. Jedoch, wir arbeiteten hart und konnten uns von dem Verdienst etwas kaufen. Es handelte sich um die „Bekleidungswelle“.

Wir waren jetzt satt, gut gekleidet und wohnten meist auskömmlich. Nun wollten wir etwas vom Leben haben. Jahre der Entbehrung lagen hinter uns; viel war nachzuholen. Wir wollten etwas von der Welt sehen, und viele verbrachten daher ihren Urlaub in fernen Ländern, zumal die Grenzen die Jahre vorher geschlossen waren. Jedermann errät die „Reisewelle“.

Die technische Entwicklung geht weiter. Hausarbeit wurde unmodern, beziehungsweise, viele Hausfrauen wurden wieder berufstätig; man wollte zu zweien mehr

Fortsetzung Seite 12



verdienen. Haus- und Küchenarbeit wird jetzt durch moderne Maschinen erledigt: von der Bohnermaschine über Mixgeräte, Kühlschrank, Geschirrspülmaschine und so weiter bis zur Waschmaschine. Und warum auch nicht? — Dazu Tonbandgerät, Fotoapparat, Projektor für Dias, Musiktruhe, Fernsehgerät. Die „Maschinen- und Gerätewelle“ greift mit Macht um sich.

Mit zunehmendem Wohlstand genügt es nun nicht mehr, sich „nur“ sattzuessen. Erlesene Gaumenfreuden und Delikatessen, die wir früher nur dem Namen nach kannten, finden immer mehr Liebhaber. Die „Feineßwelle“ ist da.

Dann griff die Motorisierung weit in alle Lebensbereiche ein. Deutschland wurde nach den USA der zweitgrößte Automobilproduzent. Was Wunder, daß das Fahrrad bei uns aus dem Straßenbild fast verschwand und auch Motorradfahren überholt ist. (Dabei denke man an Dänemark, mit heute noch einer Flut von Fahrrädern bei ebenfalls sehr hohem Lebensstandard) Der eigene Wagen ist der Wunsch und das Ziel. Die „Motorisierungswelle“ schäumt fast über die Ufer.

Man sollte denken, es sei jetzt genug der Wellen; aber mitnichten. Die Juweliere berichten von steigender Nachfrage nach Goldstücken, Edelsteinen, Uhren und Schmuck-sachen aller Art und erhoffen sich jetzt ihre „Schmuckwelle“. — Und was kommt dann? Natürlich hat nicht jeder westdeutsche Bundesbürger in gleichem Maße Anteil an den Vorteilen der oben beschriebenen „Wellen“, aber niemand wird sich ganz ausnehmen können, und jedem sei das von ihm persönlich Erarbeitete von Herzen gegönnt (es ist selbstverständlich niemand persönlich gemeint).

Zweifelloos steht hinter dieser skizzenhaften Aufzählung über die Entwicklung in den letzten 16 Jahren eine Erfolgsbilanz und die Leistung eines Volkes, die in der Welt wohl nicht ohne Grund als „deutsches Wirtschaftswunder“ bezeichnet werden. Das Land mit dem drittgrößten Wirtschaftspotential (nach den USA und der Sowjetunion) hat stolze Produktionszahlen, hohe Exportziffern, Spitzenumsätze und eine ausgezeichnete harte Währung aufzuweisen. Wie stehen wir äußerlich so glanzvoll und mächtig da! Aber hat die schöne Medaille keine Kehrseite?

Doch — sie hat eine, und keine ganz so

glänzende. Es ist bedauerlich, zu berichten, daß man draußen in der Welt manch harte Kritik an uns Deutschen übt: sei es an ungehörigen Touristen, an überheblichen Geschäftsleuten, an unduldsamen Monteuren in den Entwicklungsländern, sei es wegen der lieblosen Aufnahme ausländischer Studenten, Praktikanten und Besuchsdelegationen von uns freundlich gesinnten Ländern. Man sagt, die seinerzeitige Not habe uns rücksichtslos und herzlos gemacht, es herrsche krasser Egoismus und Materialismus bei uns, wir seien überheblich, anmaßend und hätten über dem Wirtschaftswunder das Maßhalten und alle Bescheidenheit verloren. Das ist gewiß bitter, wenn es auch Ausnahmen sein mögen. Aber es ist ja bekannt, daß ein einzelner durch sein Benehmen mehr Schaden anrichten kann als 50 wieder gutmachen können.

Das deutsche Ansehen ist aber auch durch Klagen über mangelnde Qualität gefährdet. Das Vertrauen in die unbestechliche deutsche Qualität hat schon manche derben Stöße erhalten. Qualität verlangt solide, gewissenhafte, erstklassige Facharbeit. Daran ist nun mal nicht zu rütteln.

Eine belgische Zeitung schrieb kürzlich: wenn die Deutschen ihren z. Zt. sichtbaren Hang zur Bequemlichkeit auch so gründlich auskosten wie sonst alles andere, dann brauchen wir vor dem bekannten deutschen Fleiß keine Angst mehr zu haben. (gibt es etwa eine „Bequemlichkeitswelle“?)

Das ist deutlich, und jeder kann sich ausmalen, wie sich das demnächst auf unsere Konkurrenzfähigkeit im gemeinsamen europäischen Markt auswirken wird.

Wir sind bestimmt gut beraten, wenn wir rasch von unserem so selbstsicheren, hohen Pferde herabsteigen und uns einmal gründlich auf uns selbst besinnen.

Werden wir maßvoll und beherrscht und bleiben wir mit den Füßen auf dem Boden der Tatsachen und Möglichkeiten! Alle Forderungen müssen ja irgendwoher und durch irgendwen bezahlt werden. Letzten Endes von uns selbst, denn von nichts kommt nichts.

Bedenken wir doch, was wir in den letzten Jahren schon alles an Positivem und Erfreulichem erreicht und erarbeitet haben. Ein Blick hinter den Eisernen Vorhang lehrt uns doch, wie es — trotz großer Arbeitsleistung! — auch bei uns sein könnte. Seien wir recht

von Herzen für unseren jetzigen Wohlstand und alle Vorzüge, die wir doch offensichtlich genießen dürfen, dankbar. Wer weiß, ob es immer so bleiben wird. Der bekannte Ausspruch von Wilhelm Busch: „Lebe mäßig, denke klug, wer nichts gebraucht, der hat

genug“ — zeugt von tiefer Lebensweisheit. Es war früher auch nicht anders als heute. Mögen diese offenen und gut gemeinten, jedoch vielleicht unpopulären Ausführungen über die Feiertage und zum Jahreswechsel bei vielen ein positives Echo finden.

BSI zeigte Bahnmateriale in Belgien

Wenn wir uns auch in diesem Jahr (21. 10. bis 9. 11.) am „Salon International des Chemins de Fer“ beteiligten, dieser kleinen Eisenbahnausstellung in den unterirdischen Hallen des Brüsseler Zentralbahnhofs, so entsprang der Entschluß hierzu nicht dem Wunsch, einer großen Schar Schaulustiger imposante Eindrücke zu geben, wie man es von den großen Messen her kennt. Hier spielte sich alles im bescheidenen Rahmen ab, fast intim.

Zweck unserer Teilnahme war, die bestehenden Verbindungen mit den Kundenkreisen zu vertiefen, die für unsere Bahnerzeugnisse in Frage kommen. Die Zahl dieser Kunden ist in Belgien naturgemäß gering, nicht aber ihre Bedeutung für unser Werk! Auf unserem kleinen, aber ansprechenden Stand konnten auch diesmal wieder frucht-

bare Gespräche mit den belgischen Eisenbahnfachleuten geführt werden, die lebhaftes Interesse für unsere Scheibenbremsen und Eisenbahnkupplungen zeigten.

Höhepunkt der Ausstellung war der Besuch des belgischen Verkehrsministers M. Bertrand. Auf unserem Stand ließ er sich eingehend die Funktion der Scheibenbremsen erläutern, die zur Zeit in 60 elektrische Doppeltriebwagen der Staatsbahn eingebaut werden — ein für Belgien schon ganz beachtliches Bauprojekt. Da bei Probefahrten unsere Bremsen bereits ihre hohe technische Reife bewiesen haben, was dem Minister von hohen Beamten der Staatsbahn bestätigt wurde, dürfen wir mit weiteren guten Geschäftserfolgen in Belgien rechnen.

Berthold Heinemann, Ingenieurbüro



Alarm bei den Krankenkassen

Seit Anfang September ist der Krankenstand in einem Maße gestiegen, das alarmierend ist, und die Zahl der arbeitsunfähigen Kranken steigt täglich noch weiter.

Wir erinnern uns der Vorgänge im Jahre 1957 nach Inkrafttreten des Arbeiterkrankheitsgesetzes, dessen Vorschriften ab 1. 7. 1957 galten. Unmittelbar darauf ging der Krankenstand sprunghaft in die Höhe. Die Ursache war damals in erster Linie eine Grippewelle, die sich über die Bundesrepublik ausbreitete und das Ansteigen des Krankenstandes erklärte. In der Folge zeigte sich indessen, daß nicht nur die Grippe den Krankenstand in die Höhe getrieben hatte, sondern daß er fortlaufend anstieg.

Die Zahl der Arbeitsunfähigen betrug:

	bei unserer Kasse	im Ver- bands- bereich
am 1. 1. 1956	5,56%	4,57%
am 1. 1. 1957	4,12%	3,97%
am 1. 10. 1957	9,51%	8,54%
am 1. 1. 1958	7,11%	5,17%
am 1. 10. 1958	6,07%	4,98%
am 1. 1. 1959	6,12%	4,22%
am 1. 10. 1959	7,46%	5,13%
am 1. 1. 1960	7,51%	4,99%
am 1. 10. 1960	7,45%	5,48%
am 1. 1. 1961	7,01%	5,47%
Durchschnitt Monat Juni 61	5,76%	5,07%
Durchschnitt Monat Aug. 61	4,65%	5,03%
Durchschnitt Monat Sept. 61	6,92%	6,01%
Durchschnitt Monat Okt. 61	8,51%	6,66%

In Anbetracht der erneut bedrohlichen Lage unserer Kasse hat die Geschäftsleitung der BSI auf unsere Anregung hin mit Wirkung vom 6. Oktober die Einstellung eines hauptamtlichen Krankenbesuchers genehmigt und Herrn Rudolf Mädels dafür bestellt.

Bekanntlich gehen die Verwaltungskosten bei Betriebskrankenkassen zu Lasten des Arbeitgebers, sodaß die BSI auch in dieser Beziehung unserer Krankenkasse großzügig entgegengekommen ist.

An Krankenstände von 5 vH und mehr haben wir uns also mittlerweile gewöhnt. Zur Zeit aber sind 8 vH und mehr der Mitglieder der Betriebskrankenkassen arbeitsunfähig. Bei anderen Kassenarten, insbesondere den Ortskrankenkassen, sieht es nicht besser aus.

Bestimmte Gründe für diesen erschreckenden Anstieg des Krankenstandes lassen sich — im Gegensatz zu 1957 — nicht an-

geben. Es liegt keine Häufung bestimmter Krankheiten vor. Gewiß war die Witterung der letzten Wochen mit dem Auf und Ab zwischen kühlem, regnerischem und schwülem Wetter der Gesundheit mancher Versicherten, namentlich der älteren, nicht günstig. Es ist aber nicht so, daß diese älteren Versicherten den Hauptteil an den jetzt Arbeitsunfähigen stellen. Auch herrschen nicht die aus jahrzehntelanger Erfahrung bekannten „Sommerkrankheiten“ vor, die sich in Störungen des Stoffwechsels zeigen und ihre Ursache häufig im Genuß kalter Getränke oder nicht einwandfreier Speisen haben, also typische Hitzeerkrankungen sind. Die in jüngster Zeit viel besprochenen „Verschleißerkrankungen“ stehen ebenfalls nicht im Vordergrund. Eine Grippewelle scheidet als Ursache für die hohe Zahl von Arbeitsunfähigkeitsfällen vollends aus.

Es fehlt also eine plausible Erklärung dafür, daß plötzlich um mehr als die Hälfte mehr Kranke vorhanden sind als vor dem September. Läge der abnorm hohe Krankenstand wirklich nur an gehäuft aufgetretenen Erkrankungen, so würde das jedermann gemerkt haben, da dann auch in seiner Familie und in seinem Bekanntenkreis solche Krankheitsfälle aufgetreten wären. So ist es aber nicht.

Es muß sich die Vermutung aufdrängen, daß die ab 1. 8. 1961 geltenden Vorschriften des neuen Arbeiterkrankheitsgesetzes die Hauptursache der Steigerung des Krankenstandes sind. Nach diesen Vorschriften erhält der Arbeiter, der mindestens vier Wochen ununterbrochen bei demselben Arbeitgeber beschäftigt ist, für die ersten sechs Wochen der Arbeitsunfähigkeit Krankengeld und einen Zuschuß des Arbeitgebers. Beide Leistungen zusammen betragen 100 vH des im letzten abgerechneten Lohnabrechnungszeitraum erzielten Nettoarbeitsentgeltes. Wer arbeitsunfähig krank ist, hat also keinerlei Lohn einbuße. Er hat darüber hinaus häufig den Vorteil, daß er die Kosten der Fahrt zur Arbeitsstelle und die Kosten der Reinigung seiner Arbeitskleidung spart. Außerdem ergibt sich beim Lohnsteuerjahresausgleich häufig eine Lohnsteuererstattung.

Diese günstige Regelung macht den Entschluß, nicht zu arbeiten, leicht. Jeder von uns fühlt sich gelegentlich nicht recht wohl. Er steht dann vor der Entscheidung, ob er

trotzdem zur Arbeit gehen soll oder zu Hause bleiben will. Der Gewissenhafte wird seinem Pflichtgefühl folgen und arbeiten. Der Bequeme und der weniger Pflichttreue dagegen bleiben daheim. „Ich habe ja keinen Schaden“, wird er denken.

Hat er aber wirklich keinen Schaden? Die hohen Krankengeldaufwendungen, die jetzt zu erbringen sind, müssen durch die Beiträge der Versicherten und ihrer Arbeitgeber aufgebracht werden. Die meisten Krankenkassen haben in jüngster Zeit ihre Beiträge erhöhen müssen, weil das Arbeiterkrankengesetz die Krankenkassen zu erhöhten Leistungen verpflichtet hat; neben der Anhebung der Krankengeldsätze wurde die Aussteuerung beseitigt. Hält sich der gegenwärtige Krankenstand längere Zeit, werden die neuen Beiträge wiederum nicht ausreichen; es müssen weitere Beitrags-erhöhungen folgen. Der Lohnabzug für die Krankenkasse wird höher, der Restbetrag an der Lohntüte niedriger werden.

Alle Versicherten müssen also bezahlen, was ein Teil jetzt an Krankengeld in Anspruch nimmt. Dieser Teil handelt, soweit er bei gutem Willen arbeiten könnte, unverantwortlich. Er schädigt nicht nur sich, sondern auch seine Kollegen.

Machen wir einmal folgende Rechnung auf: Ein Arbeiter mit einem Bruttomonatslohn von 500 DM zahlt einen monatlichen Krankenkassenbeitrag von 22,50 DM. (Denselben Betrag hat sein Arbeitgeber aufzubringen.) Meldet er sich krank, so bekommt er an Krankengeld und Arbeitgeberzuschuß für jeden Werktag etwa 16 DM. Die Krankengeldleistung beträgt in einem Monat etwa 265 DM. Sie erfordert also den Beitrag des Versicherten für ein ganzes Jahr, d. h. 12 andere Versicherte müssen ihren Monatsbeitrag zur Verfügung stellen, damit der eine sein Krankengeld bekommen kann. (Dabei sind die Arzt- und Arzneikosten noch nicht einmal berücksichtigt.)

Wir meinen, es sei an der Zeit, daß sich die Gesamtheit der Versicherten mehr als bisher darum kümmert, wer „krank feiert“. Die Statistik zeigt, daß etwa die Hälfte aller Versicherten überhaupt nicht arbeitsunfähig wird, daß aber ein kleiner Teil der Versicherten etwa ein Drittel aller Krankengeldausgaben verursacht, weil diese Versicherten mehrmals im Jahre mit der Arbeit aussetzen. Gewiß, mancher ist dem Tempo unserer Industriearbeit nicht gewachsen.

Aber es gibt eine Reihe von Arbeitnehmern, die es mit ihrer Verpflichtung gegenüber ihren Kollegen recht leicht nehmen. Sollte es wirklich nicht möglich sein, sie zu verantwortlichem Handeln zu erziehen?

Am schlimmsten sind natürlich diejenigen, die bewußt eine Krankheit vortäuschen. Mögen das auch nicht sehr viele sein — ihr Krankengeld macht aber sicher einen nicht ganz geringen Anteil am Leistungsaufwand der Krankenkasse aus. Was die Krankenbesucher feststellen, bestätigt diese Annahme. Dazu ein paar Fälle aus der Praxis:

Ein Kranker wird in der Trinkhalle seiner Tante angetroffen, wo er lustig verkaufen hilft. Sein Pech, daß es ausgerechnet der Krankenbesucher seiner Krankenkasse war, dem er Zigaretten verkaufte.

Ein anderer repariert sein Haus. Dabei hebt er einen Graben aus und schüttet ihn wieder zu. Das kann er trotz eines Hexenschusses, wegen dessen er nicht zur Arbeit kommen kann.

Der Dritte liegt angeblich mit Fieber im Bett. Der Kassenarzt hat das auf Grund von Angaben seines Sohnes bestätigt. An drei Tagen hintereinander wird er aber zu Hause nicht angetroffen.

Die Fälle stehen hier für viele andere. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Häufig weiß man im Betrieb um solchen Schwindel, aber niemand unternimmt ernstlich etwas dagegen.

Niemand verdient einen Vorwurf, weil er krank wird. Das kann jedem von uns jeden Tag begegnen. Aber man tue doch nicht so, als ob alle, die sich jetzt krank melden, auch wirklich krank sind. Wer behauptet, es gebe keine Ausnutzung unter den „Kranken“, verschließt absichtlich die Augen vor der Wirklichkeit. Wir brauchen nur die Gespräche auf der Straße zu belauschen, um zu wissen, daß etwas nicht in Ordnung ist. Einen „Krankenstand“, wie wir ihn augenblicklich haben, können wir uns einfach nicht leisten. Weder der Betrieb noch die Versichertengemeinschaft können ihn verkraften. Daß er nicht echt ist, kann niemand ernstlich bestreiten. Dann aber sollten sich die Versicherten und insbesondere ihre gewählten Vertreter in den Organen der Krankenkassen ihrer Verantwortung bewußt sein und für Abhilfe sorgen. Der Wege dazu gibt es viele, wir müssen sie aber gehen!

Betriebskrankenkasse

... und das meint Struppi

Wer hätte das gedacht, daß ich es fertigbringen würde, unter dieser Rubrik hundertmal meine Meinung zu äußern. Nun ist es vollbracht — aber der Probleme und Fragen, die in diesen Spalten zur Sprache gekommen sind, sind nicht weniger geworden. Sie haben sich vielleicht im Inhalt verschoben: Vieles, was noch vor fünf oder sechs oder gar acht Jahren uns alle bewegte — Kleinigkeiten oft, aber nicht minder wichtig für die Werksgemeinschaft, größere und große Schwierigkeiten, Umstellungen und Maßnahmen, mit denen sich einzelne Abteilungen herumschlagen mußten oder gar das ganze Werk — ist einfacher oder komplizierter geworden, zeigt sich heute anders oder ist ganz verschwunden.

Unzählige kleiner oder großer Mißlichkeiten, die das Leben miteinander uns zwangsläufig aufbürdet, habe ich gerade an dieser Stelle aufgegriffen und versucht, gewissermaßen etwas abseits stehend und besser überschauend, zu beleuchten und meine Meinung dazu zu sagen, Vorschläge zu machen und helfend — wenn ich so sagen darf — einzugreifen. Nicht durch Machtbefugnis, sondern allein durch den guten Willen und die gute Absicht, das Verhältnis vom Menschen zur Arbeit und von Mensch zu Mensch in das richtige Licht zu rücken und die menschlichen Unzulänglichkeiten auf jenes Maß zurückzuschrauben, das uns allen ermöglicht, miteinander auszukommen und bei der Arbeit Mensch und Maschine in ein wenigstens annähernd befriedigendes Gleichgewicht zu bringen.

Ich habe mich in diesen Jahren und Zeilen nach besten Kräften und im Bewußtsein der mir übertragenen Verantwortung immer bemüht, das Kind beim richtigen Namen zu nennen, nichts zu beschönigen, keine Falschmünzerei zu betreiben, ehrlich und aufrichtig meine Meinung zu äußern, auch wenn sie manchmal unangenehm war und manchem Streben zuwiderlief — und ich glaube, daß alle Werksangehörigen dieses mein aufrichtiges Bemühen erkannt, verstanden, gebilligt und bejaht haben;

denn das ist wohl das erste Anliegen einer Werkszeitung in der heutigen hochindustrialisierten, fast menschenmordenden Welt und Zeit, zu helfen, daß wir uns nicht gegenseitig zur Last fallen, nicht gegenseitig

aufreiben, uns nicht gegenseitig verschleisen,

und alles zu tun, damit wir die Maschine immer fest im Griff behalten, um den Menschen neben uns nicht zu vergessen, der doch mit uns gemeinsam der Menschheit ganzen Jammer tragen muß, weil keiner für sich allein dasteht, sondern nur in der freien Gemeinschaft des Erdendaseins das doch so bescheidene Glück erleben kann.

Ich glaube, daß ich in den vergangenen Jahren keinem Problem aus dem Wege gegangen bin, mag es noch so drohend als heißes Eisen gebrandmarkt worden sein. Man darf das Feuer nicht brennen lassen, wenn man weiß, daß es in der nächsten Minute Schaden anrichten wird. Was nicht heiß sein darf, aber trotzdem heiß ist, muß eben abgekühlt werden. Wenn hinter dem Bemühen der Abkühlung die gute Absicht zu sehen ist, kann man jedes heiße Eisen anfassen. Wenn dieses Bemühen schließlich den Erfolg hat, daß ein heißes Eisen einmal nicht mehr heiß ist, dann hat es sich gelohnt, sich darüber ernsthafte Gedanken gemacht zu haben.

Nichts auf der Welt ist vollkommen — und das Unvollkommenste ist der Mensch. Was aber wiederum nur ihm eigen ist, das ist die Möglichkeit, dem Vollkommenen zuzustreben, auch wenn man weiß, daß man es nie erreichen wird. Dieses Streben ist dem Menschen angeboren; er braucht es nur zu pflegen. Andererseits: je unvollkommener eine Arbeit getan wird, umso unzufriedener wird derjenige sein, der sie getan hat. Ist dies wohl eine der Ursachen, weswegen so viele an einer geradezu krankhaften Unzufriedenheit leiden, die täglich allüberall so viel Unfrieden stiftet?

Seit Erschaffung der Welt strebt der Mensch danach, alles möglichst vollkommen zu machen. Wie heißt es doch: und er sah, daß es gut war, was wir wiederum nicht so überzeugt sagen können, wenn wir uns so abrackern und sehen müssen, daß immer wieder alles, was wir anfassen, so unvollkommen ausfällt. Das schließt aber nicht aus, danach zu trachten, jede Arbeit, die wir tun, möglichst gut zu tun;

denn erst dann werden wir innerlich zufrieden und werden im Bewußtsein dieser Zufriedenheit nicht über jede kleine Unzulänglichkeit, die neben uns auftritt, stolpern, so daß wir darüber uns selbst vergessen und

Fortsetzung auf Seite 17

Woran wir denken wollen

Woran wir denken wollen in dieser vorweihnachtlichen Zeit - was wir nicht vergessen dürfen, wenn am Heiligen Abend oder Weihnachtsmorgen die Kerzen unsere festlich geschmückten Zimmer wärmend erhellen - woran wir mit heißem Herzen denken müssen, wenn die Glocken das neue Jahr einläuten

das ist Deutschland, unser zerrissenes Land

das sind die 17 Millionen Deutschen, die verzweifelt ein weiteres Jahr auf die Freiheit warteten

das ist Berlin, durch dessen Häusermeer die Mauer eine Grenze des Terrors zieht.

Was wir ohne Rückhalt bekennen können - was wir mit erhobenen Händen geloben wollen - was jedem von uns innerste Verpflichtung ist um unserer Kinder willen

daß wir um der Erfüllung unserer Wünsche willen keinen gewaltsamen Weg gehen werden

daß wir die Sprache der Waffen inbrünstig hassen

daß wir - jeder auf seine Art - alltäglich um den endlichen Frieden für unser Volk und Land bitten wollen.

Sage keiner, wir brauchten das nicht - sage uns keiner, wir verdienten es nicht - wage niemand, uns zu sagen, wir wünschten es nicht einmal, satt wie wir wären.

Wir brauchen die Freiheit unserer Schwestern und Brüder wie unser tägliches Brot.

Wir haben uns die Einheit unseres Landes redlich abverdient mit Millionen Tränen und Sorgen, vieltausend Kranken und Krüppeln, täglichem Mühen und Plagen seit nunmehr schon manchem Jahr.

Wir sind nicht satt, wenn wir Städte bauten und Dörfer, sind nicht satt, wenn wir Frohsinn lieben und wohlverstandenen Genuß der persönlichen Freiheit - dazu sind die trostlosen Jahre grauer Not und quälenden Hungers noch zu lebendig.

Daran wollen wir denken in dieser weihnachtlichen Zeit, am Heiligen Abend und am Weihnachtsmorgen, beim Anbruch des neuen Jahres vor allem - voll heißer Hoffnung und stummem Bitten:

Ihr Großen der Welt
Gebt uns den Frieden
in der gemeinsamen Freiheit

Wir bitten darum



Geteiltes Deutschland

Eindrücke auf einer Zonengrenzfahrt

Die Besprechungen Bundeskanzler Adenauers mit dem amerikanischen Präsidenten Kennedy brachten in der Politik der Westmächte gegenüber Sowjetrußland in der Deutschlandfrage einige neue Ausblicke. Nach dem neuen Entwurf wird die Berlin-Frage in den künftigen Verhandlungen herausgelöst behandelt werden, und der Westen wird versuchen, zunächst mit den Russen über den Status Berlins zu sprechen. Kennedy steht trotzdem hinter der Rechtmäßigkeit des deutschen Anspruches auf Wiedervereinigung auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes. Die Fragen des freien Zuganges über die Verbindungswege von der Bundesrepublik nach West-Berlin zu Lande und in der Luft werden in den Verhandlungen eine maßgebliche Rolle spielen.

Die Schandmauer in Berlin beherrscht das politische Denken jedes einzelnen. Es ist daher nur allzu erklärlich, daß über die widersinnige Zonengrenze, die sich zum eisernen Vorhang entwickelt hat, wenig gesprochen wird. Ausgerechnet der SED-Chef Ulbricht brachte auf der 14. Sitzung des Zentralkomitees der SED den an die Bundesrepublik gerichteten Vorschlag einer „Markierung der Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten, damit nach Möglichkeit jeder Anlaß für Grenzkonflikte beseitigt wird“. Festigung der Zonengrenze, die den freien Westen von der Sowjetzone trennt, das ist der offen ausgesprochene Wunsch des SED-Regimes und wäre ein weiterer Schritt auf dem Wege der Anerkennung der Existenz zweier deutscher Staaten.

Mit einer Länge von 1381 km geht dieser Eiserne Vorhang, seit dem 16. 11. 1957 von der sogenannten DDR als Staatsgrenze-West bezeichnet, von Lübeck bis Hof wie ein Riß mitten durch deutsches Land. Ein Riß, der sich nicht sobald schließen wird. War diese grüne Grenze in den ersten Nachkriegsjahren noch eine Möglichkeit, dem kommunistischen System in Mitteldeutschland zu entfliehen, so ist seit Jahren diese Möglichkeit durch die Sperrmaßnahmen eben dieses Systems nicht mehr gegeben. Vor wenigen Wochen erst wurde ein westdeutscher Journalist bei einem

Gespräch mit einem Bauern auf mittel-deutschem Gebiet von Grenzpolizisten angeschossen und verblutend weggeschleppt. Er bezahlte diese Kontaktnahme mit seinem Leben.

Wenn man bedenkt, daß die Machthaber in der Sowjetzone die Situation derart zugespitzt haben, daß auf 1381 km nur noch fünf Straßenübergänge für den Personen- und Güterverkehr offen sind, dann wird es deutlich, wie unnormal die Auswirkungen sind.

Die Zustände im Grenzgebiet an Ort und Stelle zu studieren, war Sinn und Zweck einer Grenzfahrt, an der sich unter anderen auch unser Werksfotograf mit seiner Kamera beteiligte.

Von Essen ging die Fahrt auf der Bundesstraße 1 über Dortmund – Unna – Werl – Soest nach Paderborn. Naßkalte Witterung; Nebel hinderte die Sicht. Der Morgen war so richtig geschaffen, besinnlichen Überlegungen nachzugehen. Der Hellweg (hel-weg = Totenweg), diese uralte Völkerstraße, führte uns nach Osten. Morgen ist Totensonntag. Wo mögen sie alle ruhen, die in Jahrhunderten diesen Weg gezogen sind. Die friedlichen Kaufleute mit ihren Planwagen, die Fuhrleute mit ihrer Salzfracht, die Könige und Kirchenfürsten mit ihren Reisigen, aber auch die kriegerischen Heere und die verwegenen Buschklepper. Wenn dieser alte Weg reden könnte! Ein Bericht deutscher Geschichte im Werden und Vergehen der Zeiten würde Zeugnis davon geben, wie wandelbar doch alles auf Erden ist.

Die Türme Paderborns grüßen uns und erinnern an die Reichstage Karls d. Gr., der den Grundstein zum Dom legte und 799 hier Papst Leo III. traf, um mit ihm über die Nationwerdung der Deutschen zu sprechen. Uraltes Kulturerbe begegnet sich hier mit technisierter Neuzeit.

Südostwärts abbiegend, durchfahren wir das fruchtbare Gebiet der Warburger Börde. Die Rübenerte ist beendet. Warburg, die alte Hansestadt mit ihren malerischen Fachwerkhäusern und dem Rathaus aus dem 16. Jahrhundert ladet zur Rast. Aber der Wagen rollt . . . Ab nach Kassel. Wer sie kennt, muß sie lieben, diese alte Residenz der hessischen Landgrafen und Kurfürsten.



Kassel mit seiner Gemäldegalerie und seinem Renaissancetheater. Über 20 Rembrandts in einer Sammlung. Hier wurde schon vor 350 Jahren Shakespeare aufgeführt. Eine wahrhaft europäische Kunststadt, in vielem Dresden verwandt. Alte Erinnerungen. Heute ist Kassel nach der Parole „Neuer Stein auf altem Grund“ wieder neu aufgebaut. Die Wunden, die der Krieg schlug, sind vernarbt. Moderne Industriewerke schaffen Arbeit. Doch hat die Neuzeit den alten Charakter der Stadt nicht überdeckt. Ein Beispiel guter Traditionspflege. Doch wir haben keine Zeit zum Verweilen. „Bebra – umsteigen nach Leipzig“ – das war einmal. Bad Hersfeld. Man möchte abbiegen über die Autobahn nach Eisenach. Auch das war einmal! Geräumiger Marktplatz mit herrlichen, hessischen Fachwerkbauten, einst Halteplatz der Fuhrleute, die auf der „Hessenstraße“ von Frankfurt nach Thüringen hier Rast machten. Alte Handelswege, die nach Osten führten. Hier hing im Turm die Lullus-Glocke, die der Vater des deutschen Glockengusses, Meister Theophilus, 1144 gegossen, und die an Lullus, den Lehrer und Arzt erinnerte, dem Gründer der berühmten Benediktinerabtei. Die romanische Stiftskirche wurde 1761 von den Franzosen zerstört.

Uraltes deutsches Kulturerbe begegnet uns überall auf unserer Fahrt. Die Nordausläufer der Rhön greifen weit aus, und nach kurzer Fahrt ist unser Ziel, Hünfeld, erreicht. Die kleine industriereiche Stadt ist winkelig, wie kaum eine andere. Auffallend ist das Fehlen der Fachwerkhäuser, die im 19. Jh. einem Brand zum Opfer gefallen sind. Uralt die Beziehungen zu Mitteldeutschland, deren Verkehr über die alte Handelsstraße, der Antsanvia, vom Rhein zur Elbe ging.

Etwas außerhalb der Stadt die neuen Bauten der Unterkünfte des Bundesgrenzschutzes, der uns freundlich empfängt. Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man nach Jahren wieder den Schlagbaum einer Kaserne passiert. Wir richten uns ein, hier zu übernachten. Betritt man die Kasernenflure, die Stuben der Beamten des BGS, hat man den Eindruck, in einem Sanatorium zu sein. Helle Räume, Parkettfußböden und etwas mehr Komfort als früher in Kasernen üblich. Nur eins erinnert an früher. Ein Grenzünter bringt Decken und Bezüge und der alte Bettenbau beginnt. Gelernt ist gelernt; es klappte noch.

Doch sollte der Tag damit nicht beendet sein. Wir bekommen sofort Gelegenheit, eine Grenzkontrollstreife mitzufahren. Ein Wachtmeister des BGS begleitet uns und gibt einen kurzen Überblick über die Lage. Der Streifenwagen folgt uns. 33 km lang ist der Abschnitt des Kommandos Hünfeld. (Das ist auch „drüben“ bekannt.) Durch Felder und Buschwerk fahrend, nähern wir uns dem Punkt Setzelbach und verlassen die Fahrzeuge. Nur noch wenige hundert Meter bis zur Zonengrenze. Im feuchten Nebeldunst auf beiden Seiten abgeerntete Felder. Verschlammte Feldwege, auf denen hohe Stiefel zweckmäßig wären. Aufgeschlagene Hosenbeine müssen es auch tun. Wir sind an der alten Staatsgrenze, die Hessen von Sachsen-Weimar trennte, die heute die Grenze zur Sowjetzone bildet. Die alten Grenzsteine stehen noch auf westdeutschem Gebiet. Dahinter Stacheldraht. Braun hebt sich anschließend der frisch gepflügte 10-m-Todesstreifen ab. Die anschließende 500-m-Sperrzone ist ohne Baum und Strauch. Auf einige hundert Meter Entfernung ein Beobachtungsturm; nicht weit entfernt, gut sichtbar, ein Erdbunker. Kein Mensch ist zu sehen. Drüben hat jedes Dorf ein Grenzkommando der Nationalen Volksarmee. Den 10-km-Sperrbezirk ohne

Ausweis zu betreten, ist unmöglich. Die früher eingesetzte Volkspolizei ist nach dem 13. 8. d. J. in die Volksarmee eingegliedert worden. Die 20 Mann starken Züge wurden nach diesem Termin noch verstärkt. Trupps von Männern und Frauen mußten in der Sperrzone Gestrüpp und Bäume, auch Obstbäume, roden. Etwa 30 Mann starke Trupps der Arbeitskommandos wurden von ebensoviel Volksarmisten bewacht; das Vertrauen zur eigenen Bevölkerung drüben scheint nicht allzu groß zu sein.

In diesem Abschnitt ist kein Personenübergang. Trotzdem sind die Wachtürme außer mit Soldaten noch mit Zöllnern besetzt. Auf unserer Seite gibt es keine Beobachtungstürme. Die jungen Beamten des Bundesgrenzschutzes kennen nur Streifen und Standposten. Wir erfahren, daß nur selten einmal die Posten von drüben mit den Beamten des BGS ins Gespräch kommen. Die Volksarmisten trauen einander nicht und sprechen in Grenznähe kaum selbst miteinander. Der Versuch eines Gesprächs endet meist mit Schimpfworten von drüben, wie Pleitegeier, Kapitalistenknechte usw., einem vernünftigen Gespräch weicht man aus. Hier ist es z. Zt. vollkommen ruhig, und wir fahren zum Punkt Rasdorf/Buttlar, 3 km parallel zur Grenzlinie. Auch hier Wiesen und Felder, Wald und gespenstisch im Dunst Wachholderbüsche. Wieder das gleiche Bild: Stacheldraht und Todesstreifen. Ein trauriger Anblick. Im Gelände ein Erdbunker mit einem Scherenfernrohr. Man beobachtet uns offensichtlich recht genau. Auch hier wurde erst vor ein paar Wochen die Grenze hundertprozentig abgeriegelt und alle Bäume in der Sperrzone gefällt. Diesseits des Stacheldrahtes entdecken wir eine ostzonale Zeitung, die wir studieren. Unsere „Freunde“ von drüben können das ihrem Kommando berichten. Hier hat man hinter dem Todesstreifen etwa 30 cm über dem Erdboden noch Stolperdraht gezogen. Auch hier kein Bauer auf den Feldern; wie tot liegt das Gelände vor uns. Unheimliche Ruhe hinter Stacheldraht. Soeben kommt ein Jeep mit einer amerikanischen Grenzkontrollstreife. Die Amis fahren in unregelmäßigen Abständen die einzelnen Punkte an oder überfliegen im Hubschrauber das Gebiet der Zonengrenze. Auf dem Rückweg zu unseren Fahrzeugen können wir noch zwei deutsche Zollbeamte begrüßen, die mit ihrem Diensthund im

Hinterland stationiert sind. Doch wir wollen noch weiter; es wird langsam dunkel.

Unser Ziel ist die Buchenmühle bei Soisdorf. Hier wird der Widersinn der Grenzziehung mehr als deutlich. Die „Friedensgrenze“ geht mitten durch das Besitztum des Buchenmüllers. Der alte hessisch-thüringische Grenzstein steht vor den auf westlicher Seite liegenden Wirtschaftsgebäuden. Das Wohnhaus stand kaum 15 m entfernt im Zonengrenzgebiet. Schon 1952 mußte die Müllersfamilie das Wohnhaus räumen. Sie fand Wohnraum in ihren Wirtschaftsgebäuden. Am 15. 9. 1961 wurde das Wohnhaus von einem starken Arbeitskommando der Volksarmee abgerissen, dem Erdboden gleichgemacht. Den Obstgarten hinter dem Haus holzte man ab. Spanische Reiter und Drahtverhaue in doppelter Reihe zwischen Ruine und Wirtschaftsgebäuden zeugen von der Sinnlosigkeit der Maßnahmen eines Systems, das die Freiheit auf seine Fahne geschrieben hat. Der Müller mit Frau und Tochter will dem Druck von drüben nicht weichen. Auch hat er sich in seinem Wirtschaftsgebäude eingerichtet und bearbeitet seine Felder und Wiesen auf westlicher Seite.

Eines Tages wollte ein Kommando den Grenzstein verrücken, um dem Müller die Möglichkeit zu nehmen, weiterhin dort auszuhalten. Nachdem durch Einsatz unserer Beamten mit hartem Protest an Hand der





Katasterblätter bewiesen wurde, daß der Grenzstein genau auf der alten Landesgrenze steht, mußte sich das Kommando der Volksarmee darauf beschränken, die Befestigungen drüben noch zu verstärken. Oft werden Angriffsübungen bis hart an den Stacheldraht vorgetragen, um der Müllerfamilie Angst und Schrecken einzujagen. Man muß den alten Müller vor den spanischen Reitern und den Trümmern seines Wohnhauses gesprochen und erlebt haben, dann wird einem der Wahwitz dieser Situation zeitlebens vor Augen stehen.

Tief beeindruckt nehmen wir Abschied und gehen im Dunkeln zu unseren Wagen. Ein Schicksal nur von vielen. Welches Los wird den Müllersleuten noch beschieden sein? Wie sähe es aus, wenn die Beamten des BGS nicht ihren Dienst verantwortungsbewußt tun würden? Diese Frage kann sich jeder selbst beantworten. Still, erfüllt vom Erleben, fahren wir zur Unterkunft zurück. Wir hatten nach dem Abendessen noch Gelegenheit, mit den Beamten des Bundesgrenzschutzes unsere Eindrücke auszutauschen. Es ist erfreulich, mit welcher Aufgeschlossenheit sie unsere Fragen beantworten und Erklärungen geben. Die Beamten tun mit ruhiger Selbstverständlichkeit in Tages- und Nachteinsätzen ihren Dienst. Streifenposten werden im zugeteilten Abschnitt gegangen. Nicht immer ist es so gleichmäßig ruhig wie heute. Die Beamten wissen davon zu berichten. Drüben Bunker und Beobachtungstürme, spanische Reiter und Stacheldraht. Wir haben genug von einem Blick in das „Weltfriedenslager“. Der Tag ist um. Müde geht es auf die harte Matratze. Wie schön wäre jetzt ein Federbett. Doch ehe man den Gedanken weiter spinnt, sinkt man in tiefen Schlaf.

Am Sonntagmorgen zeigt uns ein Film über den Bundesgrenzschutz den Ausbildungsgang der Beamten, die freiwillig ihren Dienst tun und dem Innenministerium unterstehen. Interessant die Tatsache, daß die Beamten nach einer 14tägigen Kündigungszeit den Dienst beenden können, wenn er ihren Vorstellungen nicht entspricht.

Nach dem in der Kantine eingenommenen Frühstück nehmen wir teil an einer Einsatzfahrt. Nach einigen Kilometern rollen wir über Großtaft, vorbei an der Funkleitstelle der Flugstrecke Frankfurt — Berlin, zur Sperre Mansbach. Das Wetter ist etwas besser als gestern. Hier beobachten wir hinter doppeltem Stacheldraht das Gelände. Vor uns wieder der 10-m-Todesstreifen; nicht weit dahinter wieder zwei B-Türme und eine anscheinend von der Ablösung kommende Doppelstreife der Volksarmee. Auch hier freies Gelände ohne Baum und Strauch.

Unser nächstes Ziel liegt im nördlichen Abschnitt, Heimboldshausen, etwa 4 km vor Philipsthal. Entlang der Werra geht die Fahrt, vorbei an den Schächten des Kalibergbaus Salzdetfurth. Ein friedliches Bild. Doch jenseits zieht sich wie eine nicht abreißende Kette der weithin sichtbare 10-m-Todesstreifen durch die friedliche Natur. Drüben der Seitenberg mit dem Störsender der Zone. Ein Schild hinter Stacheldraht: „Gruß allen westdeutschen Patrioten, die entschlossen gegen Militarismus und Atomkriegsgefahr, für die friedliche Lösung der deutschen Frage kämpfen!“

Auf dem abgetrennten Bahndamm ein Beobachtungsturm. Davor ein Riesentransparent mit dem Bild des Goethe-Schiller-Denkmals, zu dessen Füßen sich Hände zum Schwur erheben. Was soll eigentlich dieser Kitsch, so fragt man sich, wen soll er wohl beeinflussen? Eine wirkungslose Reklame für ein schlechtes System. Am Bahndamm sitzend und liegend 2 Volksarmisten, die uns durch ihre Gläser beobachten und ihren Fernsprecher benutzen. Der eine knipst uns. Man möchte ihnen in die Köpfe schauen. Was sind wir wohl in deren Augen? Westdeutsche Kapitalisten und Revanchisten, oder wohnen hinter ihren Stirnen auch vernünftige Gedanken, die das Unnatürliche der Situation erkennen? Deutsche Menschen auf beiden Seiten, einen Steinwurf voneinander entfernt, und doch zwei Welten!

Unsere letzte Station auf unserer Grenzfahrt wird Philipsthal sein. Auf der Fahrt zu unserer Rechten die Werra, dahinter der übliche Stacheldraht, der 10-m-Todesstreifen. Am Ortsende geht die Grenze mitten durch eine Buchdruckerei. Vor der Brücke über die Werra Sperren, auf der Brücke zum gegenüberliegenden Vacha in der ganzen Länge Stacheldraht. Vom Turm des Brückenkopfes Vacha leuchtet das Schwarz-Rot-Gold zu uns herüber. Wir werden durch Fernrohre scharf beobachtet. Hier an der Brücke, die zwei friedliche Orte miteinander verband, wirkt die Grenze noch viel schmerzlicher. Ein Bürger erzählt uns, wie nach dem 13. 8. 1961 seine alte Mutter drüben in einem Arbeitskommando, bewacht von Volksarmisten, eingesetzt wurde und das geschlagene Gestrüpp wegräumen mußte. Auf seinen hinübergerufenen Gruß konnte sie nur verstohlen herüberwinken. Auf kaum 20 m Entfernung sieht eine Mutter ihren Sohn und darf nicht einmal ein Grußwort wechseln!

Wer einmal still besinnend an der Werrabrücke steht, muß es empfinden: Wenn auch der Fuß gebannt ist, der Mund schweigen muß, unsere Herzen fliegen hinüber zu den Menschen, die Willkür von uns trennt. Vielleicht ist dieser Grenzpunkt so eindrucksvoll, weil diese Brücke zwei Orte trennt, die vorher miteinander lebten, weil eindrucksvoll der Stein kündigt: 40 km nach Eisenach. Eine halbe Fahrtstunde trennt uns von Eisenach, von der Wartburg.

Erschüttert treten wir die Rückfahrt an. Im Geiste ziehen die beiden Tage noch einmal vorüber. Wie war es doch: Paderborn — der Hellweg — Bad Hersfeld — die alte Hessenstraße — Hünfeld — die Antsanvia. Uralte Wege von West nach Ost. Uraltes Kulturerbe in West und Ost, denen offenbar, die es sehen wollten, die sich auch heute noch angesprochen fühlen von den großen Marksteinen in der Kulturgeschichte unseres Volkes. Steine können reden. Die Gedanken ziehen über die grüne Grenze. Thüringen, das grüne Herz Deutschlands. Die Wartburg — Walther von der Vogelweide, Eisenach — Joh. Sebastian Bach, Weimar — Johann Wolfgang von Goethe und Schiller. Sie alle sind diese Straßen gezogen, in allen Jahrhunderten deutschen Geisteslebens. Wir, jedenfalls viele unter uns, haben voll Ehrfurcht an den Stätten ihres Wirkens und Schaffens gestanden. Jeder

von uns kennt ihre Werke. Und heute stehen wir an der Linie, die zwei Welten voneinander trennt und die ein Ulbricht noch stärker zur Grenze machen will.

Fragt da noch jemand nach dem Sinn einer solchen Grenzlandfahrt?

Festigt diese nicht unseren Willen, nicht lau zu werden im täglichen Alltag?

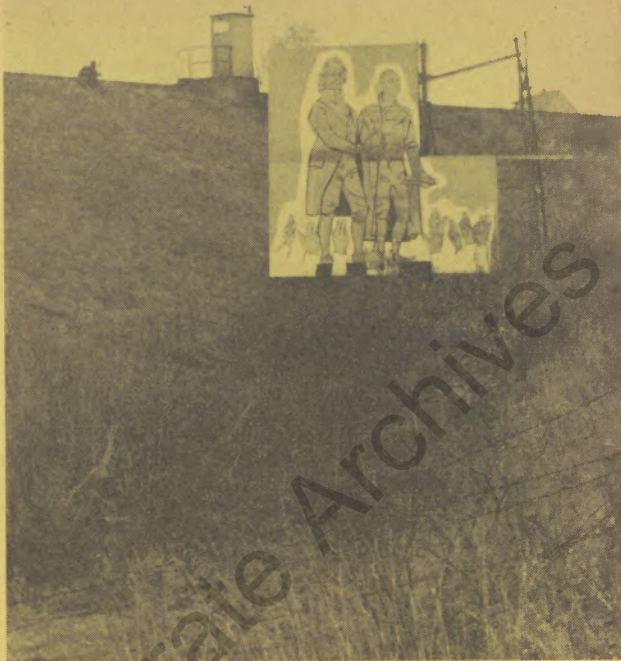
Sollten wir alle in diesen besinnlichen Weihnachtstagen nicht immer wieder unser Herz entdecken für unsere Brüder und Schwestern jenseits des eisernen Vorhangs? Sollten wir aus der erschütternden Tatsache, daß auf beiden Seiten junge deutsche Menschen freiwillig und unfreiwillig ihren Dienst tun, nicht erkennen, wie grausam hart diese Wirklichkeit ist? Sollten wir nicht die Verpflichtung in uns fühlen, unserer Jugend das Verbindende zwischen West und Ost immer wieder vor Augen zu führen, und ihr das Bewußtsein zu geben, daß wir alle Glieder eines Volkes sind?

Wir wissen, die friedliche Wiedervereinigung wird noch lange auf sich warten lassen. Wir wissen, welche Kräfte sie nicht wollen.

Wolfram von Eschenbachs Ritter-Epos „Parzival“ beginnt mit der Auseinandersetzung über den Wankelmüt „Wer Treue und Untreue paart, ist scheckig wie die Elster“.

Sein Wort in unsere Herzen!

Robert Flehsig





Tränen
über
Tränen
und
kein Ende



Das kleine Kreuz an der Spree



Ein schwarzes Kreuz ist am grünen Strand der Spree errichtet worden, mit Stacheldraht verankert, der die ausgestreckten Kreuzesarme fesselt. Junge Leute aus Kreuzberg haben es gesetzt; sie sind an diesem Punkt der Grenze verantwortlich aus eigenem Entschluß.

Unterhalb des Kreuzes war in der Nacht zum 6. Oktober ein unbekannter Flüchtling ertrunken, als ihn die Kräfte verließen in der Spree, wenige Meter vom Ufer entfernt, von dem sich ihm die Arme der Retter entgegenstreckten, die er nicht mehr erreichte. Ein anderer Flüchtling wurde hinter ihm im Wasser erschossen; seine Leiche barg keiner. Die Spree ist hier fast dreihundert Meter breit, drüben befindet sich

der Schlesische Bahnhof, der jetzt Ostbahnhof genannt wird. Auf ihm kamen einst die Reisenden aus Schlesien und Sachsen und Thüringen an; nun endet er an der Mauer.

Die Spree wird von Motorbooten der Wasserschutzpolizei des Ostens befahren, sie gehört in ihre Macht. Die unbekannten Flüchtlinge schwammen in den Tod; auch er ist in die Macht einbezogen, die hier ausgeübt wird.

Wir stehen am Gröbenufer. Das Kreuz ragt mit einem Kranz in den Himmel; in den Stacheldraht sind Herbstblumensträuße geflochten. „Schmach und Schande den Mördern vom 6. 10. 1961“ ist mit ungelenker Hand auf ein weißes Tuch geschrieben, das

unter dem Kreuz mahnt. Davor wurden Blumensträuße niedergelegt, und Kränze und Fackeln liegen bereit für die Mahnung zur Nacht.

Wenige Meter entfernt beginnt die Oberbaumbrücke hinter der Mauer. Über sie fuhr einst die Untergrundbahn, die hier Hochbahn heißt, und auf der Straße ging man über die Spree. Nun ist die Straße aufgerissen, und in den vom Krieg verwüsteten Türmen der Brücke liegen die Posten auf der Lauer. Mit den Wachsoldaten könnte man reden, aber hier wird geschwiegen. Sie haben sich an den Hochbahnbögen versammelt, um die Lage zu besprechen. Über ihren Helmen sind noch einige schlesische Wappen zu erkennen, die erinnern an das Stadtviertel, das hier zerrissen ist: Schlesisches Tor auf dieser Seite, Schlesischer Bahnhof auf der anderen.

Der Tag ließ den Nebel langsam auflösen. Nun scheint die Wintersonne über den beiden Spreeufern. Drüben liegt der Kai ausgestorben; die Fernsehantennen auf den Uferhäusern sind gekappt. Hier stehen Hunderte und blicken hinüber. Auf den alten, verwohnten Mietskasernen hinter ihnen reißt der Wald aus Fernsehantennen nicht ab. Drüben ist ein riesiges Plakat zu erkennen, das verheißt „Drei Kapitel Glück“ im Babylon, einem Kino. Babel ist in Berlin auferstanden; die Sprache verwirrt sich. Hier verheißt eine Brandmauer in der Fraktur der Jahrhundertwende „Elegante Särge und sonstige Ausstattung für Trauerfälle“. Drüben lehnen Wachsoldaten aus den Fenstern einer Wohnung. Hinter ihnen sind doppelstöckige Betten zu erkennen. Kasernen gibt es nun drüben überall.

Uns ist es, als seien Oder und Neiße in die Spree geflossen.

Im Brückenkopf findet die Wachablösung statt; die gefährlichen Waffen werden wie verstummte Zeugen übergeben. Davor wird in der Spree geangelt. Die Wachsoldaten können beobachten, ob hier noch etwas zu fangen ist.

Ein Lastkahn nähert sich vom Osthafen, bewacht durch ein mit Maschinengewehr bestücktes Volkspolizeiboot. Er trägt den Namen Berlin, als sei die Stadt noch unverwundet und ohne Opfer der Schande. Der Kahnführer blickt lange auf das schwarze Kreuz. Die Wasserschutzpolizisten sehen streng hinüber zum östlichen Ufer. Eine Bootsbesatzung dieser Leute erschöß den

schwimmenden Flüchtling und hetzte den anderen zu Tode.

Drüben ist der Untergrundbahnhof Warschauer Brücke zu erkennen, am Tage noch angestrahlt vom bleichen, grünen Licht der Scheinwerfer. Stromaufwärts liegt Rummelsburg; dort fanden einst die Stralauer Fischzüge statt, Volksfeste der Berliner.

Hier ist eine hölzerne Tafel aufgestellt, die in englischer, französischer, russischer und deutscher Sprache unter der Flagge der Vereinigten Staaten von Amerika die Clay-Allee nennt, auf der Hilfe allen würde, die sich verfolgt fühlen und über die Grenze hetzen.

Wir suchen nach Worten für eine Inschrift, die dem Denkmal für den unbekannten ermordeten deutschen Flüchtling in Berlin 1961 gelten könnte. Denn hier ist nun dieses Denkmal errichtet, und es wird noch höher und drohender und mahnender einmal aussehen, wenn die jungen Leute vom Kreuzberg für das Kreuz Geld gesammelt haben, wie sie es begonnen. Das Denkmal für den namenlosen Toten wird es bleiben fortan, und es wird stehen für die anderen Toten an der Mauer und im Stacheldrahtdickicht mitten in einer Stadt.

Und es werden kommen die Männer und Frauen, die Kinder und Fremden, um die Toten zu grüßen aus ihrer Heimat und ihren Ländern.

Das schwarze Kreuz am grünen Strand der Spree, der hier grau ist und trostlos und ohne Glanz, aber deshalb bereit für das Totenmal wie kein anderer Strand in Berlin, steht im kühlen Ostwind, der über den Fluß streicht, und es wacht an der Grenze, die Schuld und Schande heißt.

Woher die Worte für eine Inschrift nehmen? Wir gehen zurück und finden in einem Kriegsgedicht des 20. Jahrhunderts, das der Franzose René Arcos schrieb, die Antwort:

Der Wind läßt wehn

nach einer Seite

die Witwenschleier.

Die Tränen gehn

mit tausend Schmerzen

zu einem Strom.

Kämpft nur fort, geteilte Söhne!

Zerreißt das menschliche Geschlecht

in eitle Fetzen von Gebieten –

Die Toten sind alle auf einer Seite.

Unter der Erde gibt es nur

eine Hoffnung, ein Vaterland.



vergeßt die mitmenschen jenseits der mauer nicht
in einem meer von tränen
geht dort die botschaft
vom frieden auf erden unter
und keiner ist der ihn uns bringt

den Mitarbeiter, uns verböhnen, und dann heiße Eisen schaffen, mit denen sich die ganze Gemeinschaft herumquälen muß, bis es aus der Welt geschafft ist.

Seit eh und je hat unser Werk — dies ist von ältesten und älteren Werksangehörigen leicht zu erfahren — ihre Mitarbeiter als Mitglieder einer Gemeinschaft, die den geistigen und materiellen Wert der Arbeit in gleicher Weise erkennt, mit Verantwortung innerhalb seiner Aufgaben wirken lassen. Die Möglichkeiten dazu waren früher natürlich einfacher. Heute muß man schon einige Gedanken darauf verwenden, die Maschine auf den ihr zustehenden Platz zu verweisen, und es bedarf schon einer gewissen Intelligenz, ihrer immer Herr zu bleiben, um keine Minderwertigkeitskomplexe zu bekommen. Man wird dies umso mehr und eher können, je vollkommene Arbeit man tut und jene Zufriedenheit daraus schöpft, die das Bewußtsein der eigenen Leistung stärkt und in der guten Arbeit jene Befriedigung erleben läßt, die zum Glück des Lebens gehört, ja, die die Grundlage des Glückes ist, die andere Genüsse oder materiellen Besitz schaffen hilft, die das Leben angenehm machen.

Nun bin ich etwas ins Philosophieren gekommen, aber beim hundertsten Male kann ich es mir wohl mal leisten, weil ich damit nichts anderes sagen will, als daß die Arbeit, wo immer sie getan wird, der wichtigste Teil unseres Lebens, ein echtes Lebelement ist, dem nichts anderes auf der Welt an Wert gegenübersteht, und aus dem wir einzig und allein die wahren Kräfte für unser Lebensglück ziehen können.

Im Laufe dieser meiner hundert Meinungsäußerungen zu den verschiedensten Fragen innerhalb unseres Werksgeschehens habe ich immer wieder Werksangehörige gefunden, die ihrerseits ihre Meinung über das Anliegen und die Aufgabe unserer Werkszeitung und über meine Auffassung darüber nicht zurückgehalten und durch Anregungen und Ratschläge und neue Gedanken meine Arbeit gefördert haben. Ihnen allen, von der Geschäftsleitung über das Sozialamt und die einzelnen Werksabteilungen bis zu den vielen Mitarbeitern in den Betrieben und Büros, die meiner Tätigkeit Verständnis entgegengebracht und das Anliegen der Werkszeitung zu ihrem eigenen gemacht haben, gilt heute mein herzlicher Dank — besonders aber allen, die selbst Fachbeiträ-

ge oder Artikel mit ihrer Meinung zu verschiedenen Fragen geliefert und mit dazu beigetragen haben, daß unsere zwar kleine, äußerlich so bescheidene Werkszeitung doch einen anerkannten Platz innerhalb der deutschen Werkszeitungen einnimmt.

Ich bitte alle Werksangehörigen, auch weiterhin an der Arbeit der Redaktion und an der Mitarbeit Anteil zu nehmen, sie nach Kräften durch eigene Beiträge zu fördern, damit unser „Schmelztiegel“, getreu dem Streben nach immer besserer Leistung und Vollkommenheit, seine Aufgabe, wie ich sie knapp umrissen habe, erfüllen kann zum Wohle jedes einzelnen von uns, der ganzen Werksgemeinschaft und unseres Werkes.

Recht herzliche Weihnachtsgrüße nun allen Werksangehörigen, unseren treuen Pensionären, den Familienangehörigen und auch allen treuen Lesern außerhalb unserer Gemeinschaft, und allen zusammen und jedem einzelnen wünscht ein neues Jahr mit weniger Angst und Kummer und Sorgen und mehr Verstehen und Verständnis von Mensch zu Mensch und für uns alle den so sehnlichst erwarteten Frieden

Euer *Struppi*

H. Stich: „Pinzel und Farbe in Haus und Hof“, 3,20 DM, Wilhelm Stollfuss-Verlag, Bonn.

Nicht nur aus Ersparnisgründen nehmen heute viele Menschen selbst das Werkzeug in die Hand, sondern mehr und mehr wird das „Hilf-dir-selbst“ zum Hobby. Wer allerdings Anstreicherarbeiten nicht vom Fachmann ausführen läßt, muß hinterher oft bittere Erfahrungen machen, wenn am Ende von Kostenaufwand und Mühen Enttäuschungen und Mißerfolg stehen. Wer aber dieses nützliche und fachkundige Büchlein zur Hand nimmt und die gegebenen Tips anwendet, wird bald für sich selbst nutzbringend erkennen: Jeder Verwendungszweck verlangt auch Unterschiede in der Auswahl, Zusammensetzung und Behandlung der Farbe.

A. Werner: „ABC der Fleckenreinigung“, 2,80 DM — Wilhelm Stollfuss Verlag, Bonn.

Hausfrauen, die mit Flecken und Beschmutzungen von Garderobe und Wäsche einen steten Kampf führen, finden hier eine umfassende Darstellung des Gesamtgebietes der Fleckenreinigung. Das Bändchen ist aber auch zum Gebrauch für Gewerbetreibende, wie Wäschereien, Färbereien, Schneider, Tapezierer, Dekorateurs und manch andere Berufsgruppen bestimmt, die hier die erwünschten sachlichen Hinweise und Anleitungen in übersichtlicher Form zusammengestellt finden. Die Ausnutzung nur eines Ratschlages kann schon die Anschaffungskosten mehr als bezahlt machen.

Dr. med. Duttler: „Schlank werden — aber wie?“, 3,20 DM, Wilhelm Stollfuss-Verlag, Bonn.

Korpulenz ist kein notwendiges Übel, sondern ein Zeichen gestörter Gesundheit, fehlenden Stoffwechselsvorganges. Um jenen Menschen zu helfen, die unter ihrer unnatürlichen Körperfülle leiden, schrieb Dr. Duttler dieses aufklärende Bändchen. Er erläutert nicht nur das Wesen und die Entstehungsursachen der Fettleibigkeit, sondern zeigt an Hand vieler praktischer Anweisungen die erforderlichen Wege zur schnellen Gesundung unter besonderer Berücksichtigung der naturgemäßen Heilmethoden und Diätikuren.



Ist unsere Jugend sich selbst überlassen?

Gerd-Walter Langner, Verkauf-Stahlguß

Bevor wir uns näher mit der Frage „Ist unsere Jugend sich selbst überlassen?“ beschäftigen, möchte ich das Thema begrenzen. Wir wollen hoffen und voraussetzen, daß die schulpflichtigen Jugendlichen im Elternhaus den Ort finden, an dem sie sich meistens aufhalten und wohlfühlen. Anders sieht es jedoch bei den Lehrlingen und ausgelernten jungen Menschen aus. Sie sind oft nicht nur tagsüber während der normalen Arbeitszeit aus dem Hause, sondern sie verbringen auch viele freie Stunden getrennt von den übrigen Familienmitgliedern. Dahinter steht in manchen Fällen der Wunsch nach Selbständigkeit und Lösung von einer eventuellen Bevormundung. Leider sind andere Jugendliche gezwungen, sich ihr Leben allein einzurichten. Sie sind auf möblierte Zimmer oder Gemeinschaftsunterkünfte angewiesen, wo sie sich selten „zu Hause“ fühlen. Es ist in diesen Fällen verständlich, daß sie ihre Freizeit ganz nach dem eigenen Geschmack verbringen möchten.

Was sollen sie aber tun, diese 15- bis 25-jährigen? Was wollen sie tun?

Es ist eine Ausnahme, wenn sich ein junger Mensch ganz von Gleichaltrigen absondert. Sicher gibt es solche Fälle. Sie dürfen aber nicht verallgemeinert werden. Normalerweise sucht der Mensch die Gemeinschaft. Das kann die Freundschaft zwischen zwei Personen sein. Oft ist es auch eine Gruppe von mehreren Leuten. In dieser Gemeinschaft verlebt der einzelne seine Freizeit. Wie sieht es nun mit diesen „Gruppen“ aus?

Bei vielen handelt es sich um organisierte Jugendgemeinschaften. Zum Teil sind sie auf konfessioneller Basis (evangelische oder katholische Jugend) zusammengekommen, zum Teil haben sie sich durch den Sport oder andere gemeinsame Interessen zusammengefunden. In diesen Gruppen wird aktive Jugendpflege betrieben. Sie umfaßt in dem freien Erziehungsraum zwischen Elternhaus, Schule und Beruf alle Maßnahmen zur Förderung der Jugend in der Ganzheit von Leib, Seele und Geist. Im Rahmen der sich selbst gegebenen Ordnung beschäftigen sich

die Jugendlichen entsprechend ihren Neigungen. Unter der Anleitung erfahrener Jugendpfleger entfalten und entwickeln sich die Kräfte und Fähigkeiten des einzelnen. Die Jugendlichen werden zu Persönlichkeiten, die sich gut in Gemeinschaften einfügen können.

In der Öffentlichkeit wird verhältnismäßig wenig von den Jugendgruppen und damit von den jungen Menschen, die sich ihre Freizeit sinnvoll einzurichten wissen, gesprochen. Man diskutiert dafür laufend über die Jugendlichen, die sich „auf der Straße herumtreiben“ und nur unangenehm auffallen. Sicher gibt es Rowdies, die sich — wenn sie in Gruppen auftreten — stark fühlen und sich entsprechend „dumm“ benehmen. Derartige Typen hat es aber immer gegeben. Es ist vollkommen falsch, einige Auswüchse zu verallgemeinern und die gesamte heutige Jugend als schlecht abzustempeln. Es wäre wünschenswert, daß die Leute, die so leichtfertig die Jugend verdammen, ihr einmal die richtige Art „vorlebten“. Die haupt- und ehrenamtlich tätigen Jugendpfleger müssen leider immer wieder feststellen, daß gerade Erwachsene mit schlechten Beispielen vorangehen.

Trotzdem geben die Freunde der Jugend ihre Bemühungen nicht auf. Sie glauben an das Gute in jedem Menschen. Dafür erhalten alle, die sich der Jugend — sei es in Vereinen oder in privaten Kreisen — widmen, den schönsten Lohn: die aufrichtige Zuneigung und Aufgeschlossenheit der Jugend. Selbstverständlich lassen sich Rückschläge nicht vermeiden. Die Erfolge überwiegen jedoch bei weitem.

Gerade in der letzten Zeit ist es gelungen, viele junge Menschen zu einer sinnvollen Freizeitgestaltung anzuregen. Dabei handelt es sich in erster Linie um Jugendliche, die nicht einem Verband oder einer Gemeinschaft angehören. Von den Jugendämtern werden in Zusammenarbeit mit Volkshochschulen oder anderen Körperschaften oder Privatpersonen gerade die nichtorganisierten Jugendlichen angesprochen. Das kann in Form eines Wettbewerbs für selbst gefertigte Dinge aller Art geschehen. Das kön-

nen Gemeinschaftsveranstaltungen auf den verschiedensten Gebieten der Kultur oder des Sports sein. Dabei sind Jugendhäuser, die allen Jugendlichen frei zur Verfügung stehen, wertvolle Unterstützung. In diesen „Häusern der offenen Tür“ findet wohl jeder den gewünschten Zeitvertreib. Gute Bücher laden zum Lesen ein. Ein Partner für eine Schachpartie ist schnell gefunden. Andere liefern sich einen heißen Kampf beim Tischtennis. In einem der Räume musiziert eine kleine Gruppe. Ein anderer Kreis junger Mädchen und Jungen begeistert sich am „Old-time-Jazz“.

Wer einmal den Weg zu diesen Jugendhäusern gefunden hat, verlangt nicht mehr nach den langweiligen Abenden auf den Straßen. Es ist einem dann unbegreiflich, daß man überhaupt an diesen inhaltslosen Zusammenkünften an Straßenecken oder in billigen ungemütlichen Gaststätten teilgenommen hat. Jetzt empfindet man nur noch Mitleid mit denjenigen, die noch abseits stehen.

Sollte es nicht gelingen, auch noch diese oder wenigstens noch einige von ihnen einem jugendgemäßen Leben zuzuführen?

Jeder ist aufgerufen, der Jugend zu dienen. Wie beschämend ist es doch für Eltern oder andere Erzieher, die bittere Anklage: „Ihr hattet ja nie Zeit für mich“, widerspruchslos hinnehmen zu müssen. Unsere heutige Jugend ist nicht besser und nicht schlechter als die vergangener Jahre. Sie ist nur realistisch. Man hat ihr die früheren Ideale genommen, ohne sie durch neue zu ersetzen. Sie braucht aber Ideale – Vorbilder. Natürlich keine verlogenen, wie sie ihr zum Teil in Filmen vorgesetzt werden. Echte Kameradschaft, echtes Verständnis für ihre Interessen und Gedanken geben ihr das Gefühl, nicht allein zu sein. Geheucheltes Interesse wird schnell durchschaut und drängt sie nur noch mehr in eine Abwehrstellung und zu einem Eigenleben. Die Jugend ist mißtrauisch, weil sie leider oft Zeuge von Kämpfen wird, die zwischen Erwachsenen – offen oder verborgen und mit allen Mitteln – stattfinden. Für Aufrichtigkeit ist sie aber sehr dankbar.

Darum fühle sich noch einmal jeder angesprochen: seid wahre Freunde der Jugend! Sie darf sich nicht selbst überlassen sein. Das fängt schon am Arbeitsplatz an.

Das neue Buch

Wehrle-Eggers: „Deutscher Wortschatz“, ein Wegweiser zum treffenden Ausdruck, systematischer und alphabetischer Teil, 12. Auflage, völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Hans Eggers, 820 Seiten, 32,50 DM, Ernst Klett-Verlag Stuttgart.



Vor 80 Jahren ist die erste Ausgabe des Wegweisers zum treffenden Ausdruck, „Deutscher Wortschatz“, erschienen und hat sich bis in die jüngste Zeit größter Beliebtheit erfreut, wenn auch in Ermangelung eines besseren. So sehr der gute alte Wehrle, dessen Leistung über alle Zweifel erhaben ist, sich bemüht hat, die Grundlagen zu erarbeiten und auszuwerten, so hohe Anerkennung hat sich nun Prof. Eggers erworben, der aufbauend auf dem alten Wehrle nun einen echten

Wortschatz geschaffen hat. Wehrles Arbeit hat eine wesentliche Erweiterung erfahren, ist vervollkommen worden, so daß wohl nicht mehr viel zu wünschen übrig bleibt und der neue Wortschatz den ihm gebührenden Platz auf den Schreibtischen aller einnehmen kann, die sich um eine gute Ausdrucksweise, um die Vielfalt im Ausdruck, wie er gerade der deutschen Sprache eigen ist, bemühen. Im 1. Teil sind die Wörter der deutschen Sprache nach Begriffsgruppen in 1000 Artikeln zusammengefaßt, im 2. Teil alphabetisch geordnet. Es ist also ein in jeder Beziehung durchdachtes, methodisch bestens durchgearbeitetes Werk, das in die Hand eines jeden gehört, der Wert darauf legt, ein gutes Deutsch zu schreiben und zu sprechen. Welche Bedeutung diese Neuerscheinung innerhalb der deutschen Literatur erlangt hat und wie sehr alle Liebhaber der deutschen Sprache auf diesen Wortschatz gewartet haben, zeigt die Tatsache, daß er sich schon jetzt eines guten Verkaufserfolges erfreut und zum besten Buch des Monats erklärt worden ist.

Hans Pille: „Treffpunkt alte Ziegelei“, die Geschichte vom Umzug in die Schwedengasse, von Riekes Zöpfen, einem Neger und der Nacht auf dem Wrack, 154 Seiten, 6,20 DM, Verlag Herder, Freiburg.



Im Laufe dieses Jahres sind bereits die ersten deutschen Mischlingskinder aus der Schule gekommen. Ihr Verhältnis zu ihren weißen Schulkameraden war nicht immer einfach. Deshalb ist es gut, daß ein Jugendbuch erscheint, das auf kindgemäße Weise dieses Problem behandelt.

Dieses Buch ist mehr als spannende und humorvolle Unterhaltung, wenngleich es auch diesen Ansprüchen voll genügt. Es ist ein Buch, das die Achtung vor dem anderen entwickeln will und

zeigt, daß Freundschaft nichts mit der Hautfarbe zu tun hat und manchmal zwar schwer, aber immer schön ist. Uwe Claasen, der mit seinen Eltern in die Stadt am Meer kommt, wird in den „Bund der Schwedengäbler“ aufgenommen, deren „Hauptquartier“ ein Brennofen in einer verlassenen Ziegelei ist. In den Jungenalltag mit Streichen, Schulleben und Plänen platzt eines Tages Pennie, ein Negerjunge aus Transvaal. Jetzt erleben sie eine ganz neue Freundschaft.

Rheinstahl im neuen Haus

Zwischen dem Ruhrschnellweg und der Hauptstrecke des Ruhrgebietes, unweit des Essener Hauptbahnhofes, reckt sich das neue Rheinstahlhaus empor. Das schlanke Gebäude, das mit seinen klaren und schlichten Konturen, seinen abgewogenen Proportionen das moderne Gesicht der Ruhmetropole prägt, ist Sitz der Hauptverwaltung des über 90 Jahre alten, nach dem zweiten Weltkrieg in neuer Form wiedererstandenen Konzerns der Rheinischen Stahlwerke.

Rheinstahl – in dieser Kurzform ist der Name des Unternehmens ein Weltbegriff – zählt zu den zehn größten Unternehmen der Bundesrepublik. Innerhalb der Montanindustrie nimmt der Konzern einen führenden Platz ein.

Sein Firmenzeichen, der stahlblaue Bogen mit dem gelben Namenszug „Rheinstahl“, leuchtet von den Giebelseiten des Hochhauses weithin über Essen. Unter diesem Zeichen, in dem die Essener Stadtfarben wiederkehren, sind die über 30 Rheinstahl-Werke mit insgesamt ca. 85 000 Mitarbeitern zusammengefaßt.

Zum Bereich der Rheinischen Stahlwerke, die mit etwa 120 000 Aktionären zu den größten Publikumsgesellschaften der Bundesrepublik zählen, gehören reichhaltige Steinkohlenzechen, moderne Hütten- und Stahlwerke, Eisen- und Stahlgießereien, Schmieden, Maschinenfabriken, Bearbeitungswerkstätten, Betriebe des Stahl- und Apparatebaues, Unternehmen des Brennstoff- und Eisenhandels, sowie der Schifffahrt. Das Produktionsprogramm des Gesamtbereichs ist umfangreich und vielseitig; es umfaßt weit über 2 000 Positionen.

Die Entwicklung der Rheinischen Stahlwerke nach dem zweiten Weltkrieg führte zwangsläufig zur Errichtung dieses Hochhauses, das im Sommer 1961 bezogen wurde.

Rheinstahl, seit fast 40 Jahren in Essen ansässig und durch seine Bergbau-Tochter seit 1856 traditionell mit Essen verbunden, gehörte nach jahrzehntelangem, erfolgreichem Aufstieg zu den Gründerunternehmen des ehemals größten deutschen Montankonzerns, der 1925 ins Leben gerufenen Vereinigte Stahlwerke AG. Aus diesem Komplex wurde bei der Entflechtung nach dem zweiten Weltkrieg eine Anzahl bedeutender Unternehmen übernommen und mit dem Rheinstahl-Bergbau zum neuen Rheinstahl-Konzern zusammengefaßt, der damit an seine alte montanwirtschaftliche Tradition anknüpfte.

Die neue Struktur erforderte eine Vergrößerung und zentrale Zusammenfassung der Hauptverwaltung. Essen erwies sich als Standort besonders günstig, weil der geo-

grafische Schwerpunkt der zum Konzern gehörenden Gesellschaften nach wie vor im Ruhrgebiet liegt. So waren es praktische Erwägungen und Ausdruck traditioneller Verbundenheit mit dem alten Verwaltungssitz und der Stadt Essen, die Hauptverwaltung unmittelbar neben dem Arenberghaus unter einem Dach zu vereinigen.

Als Rheinstahl 1956 von zehn namhaften Architekten Entwürfe für ein neues Verwaltungsgebäude anforderte, wurde von den meisten zur Unterbringung des vielgestaltigen und umfangreichen Raumprogramms auf dem zur Verfügung stehenden Gesamtareal von knapp 5 000 qm eine Hochhauslösung vorgeschlagen. Der von den Gutachtern zur Ausführung empfohlene Vorentwurf stammte von Dipl.-Ing. A. P. Kleinwort, Dortmund. Die endgültige Planung und die Ausführung wurden dem Architekten Professor Hanns Dustmann, Düsseldorf, und der Ingenieurbüro Rhein/Ruhr GmbH. (Chefarchitekt: Dipl.-Ing. A. P. Kleinwort), Dortmund, übertragen.

So entschloß sich die Rheinstahl-Verwaltung für einen 15,60 m breiten und 49,50 m langen, 22-geschossigen Baukörper mit 68 600 cbm umbautem Raum, der eine Nutzfläche von 12 000 qm hat und eine Gesamthöhe von 80 m erreicht. Damit entstand der erste „Wolkenkratzer“ Essens. Neben der begrenzten Fläche des Grundstückes sprachen für ein Hochhaus verwaltungstechnische und organisatorische Gründe. Erfahrungen, vor allem amerikanische, haben gezeigt, daß bei Verwaltungsgebäuden die vertikale Büroanordnung einen rationelleren Betrieb ermöglicht als die horizontale. In einem Hochhaus lassen sich zusammenarbeitende Abteilungen übersichtlicher gruppieren, Installationen und technische Einrichtungen leichter zusammenfassen. Aufzüge aller Art verkürzen die Wegezeiten gegenüber langen Fluren.

Um den Charakter des Unternehmens zum Ausdruck zu bringen, entschied sich Rheinstahl für ein Hochhaus in Stahlskelettbauweise mit einem Stahlbetonkern, der die Fahrstühle und Treppenhäuser umschließt. Die zum Feuerschutz erforderlichen Treppenhauswände konnten als tragende Konstruktion für die Aufnahme der Windkräfte verwendet werden. Die Stahlkonstruktion, die die senkrechten Lasten aufnimmt, ermöglichte eine weitgehende Vorfertigung in der Werkstatt und daher eine schnelle Montage. Sie stellt die Leistungen der zu den Rheinischen Stahlwerken gehörenden Stahlbauunternehmen sichtbar in den Dienst des Bauwerks.

Das Rheinstahlhaus entspricht mit seiner Länge und Höhe den Regeln des Goldenen Schnitts. Durch die straffe Gliederung der Fassade und durch die Betonung der Erdgeschoßhalle, der oberen Sitzungs- und Kasinogeschosse, überwindet das Haus den Schematismus mancher modernen Skelettbauten. Architektonisch tritt das Stahlskelett auch in Erscheinung. Seine Vertikaltendenz wird durch die wetterbeständigen Edelstahl-Profile der tragenden Stützen unterstrichen. Die Brüstungen unter den Fenstern sind aus dunklem, kristallinem Gestein (Blaufalter). Die hellen Giebelscheiben erhielten eine Verkleidung aus strukturiertem „Bleu cendree“. Diese Quarzite wurden mit besonderer Sorgfalt ausgewählt, weil sie der aggressiven Luft des Ruhrgebietes widerstehen müssen. Dasselbe gilt auch für die aufgesetzten Edelstahl-Profile.

Sowohl architektonisch als auch in seiner konstruktiven Lösung ist das Rheinstahlhaus klar von der Funktion her bestimmt. Nicht Repräsentation, sondern Zweckmäßigkeit war entscheidend. So entstand eine hochtechnifizierte Arbeitsmaschine, in der alles darauf abzielt, dem arbeitenden Menschen zu dienen und gesunde, optimale Arbeitsbedingungen zu schaffen.

Betritt der Besucher durch das weit ausladende Eingangsportal das Gebäude, wird er vergeblich nach Treppen suchen. Sie sind zwar vorhanden, treten aber nicht in Erscheinung. Sie liegen in feuersicher abgeschlossenen Treppenhäusern. Der Vertikalverkehr im Hause erfolgt durch sechs modernste Schnellaufzüge. Vier Aufzüge mit je 1350 kg Tragkraft und einer Fahrgeschwindigkeit von 3,5 m/sec sind in einer Gruppe zusammengefaßt, die mit automa-

tischer Sammelsteuerung und Programmschaltung versehen ist. Die Rufe werden gespeichert, und der jeweils nächststehende Aufzug fährt das Stockwerk an, aus dem das Kommando kommt. So werden lange Wartezeiten vermieden. Ein Expreßaufzug fährt ohne Aufenthalt in die oberen Stockwerke. Schwerlasten bis zu 2000 kg befördert der Lastenaufzug, der gleichzeitig beim Spitzenverkehr für die Personenbeförderung eingesetzt werden kann. Bei maximaler Belegung des Hauses (1000 Personen) können die Fahrstühle in einer Viertelstunde den Morgen- und Abendverkehr bewältigen.

Im 1. bis 15. Obergeschoß sind die Abteilungen der Konzern-Hauptverwaltung sowie die Tochtergesellschaft Rheinstahl Industrie-Planung GmbH untergebracht. Von den Fahrstühlen aus, die im Kernbauwerk des Hauses liegen, zweigen nach links und rechts Flure mit den Zimmerfluchten ab. An der geräuschvollen Nordseite, also zu Bahnlinie hin, liegen WC-Anlagen, Waschräume und Garderoben sowie Archive und Registraturen. Die Arbeitsräume dagegen befinden sich auf der Süd-, Ost- und Westseite. So wurde eine weitgehende Abschirmung gegen den Verkehrslärm erzielt.

Alle Büros sind 5,30 m tief. Sie variieren nur in der Breite. Je nachdem, ob der Raum als Büro für einen, zwei oder vier Mitarbeiter dient, wurde dieses Maß abgeändert. Bei der Planung mußte selbstverständlich dem Gesichtspunkt der Sorge für die Zukunft Rechnung getragen werden. Deshalb enthält heute die Mehrzahl der Zimmer eine erhebliche Platzreserve. Eine Anzahl von Reserveräumen bleibt überhaupt vorerst unbelegt. Die Büros sind einheitlich mit Einbauschränken und modernen, zweckmäßigen Stahlmöbeln ausgestattet. Farbige Wände und Sitzmöbel vermitteln eine freundliche Atmosphäre. Schalltechnische Maßnahmen und Fenster mit Thermopane-Glas schirmen gegen alle Geräusche ab, so daß vom Lärm der Großstadt kaum etwas zu hören ist. In jedem Geschoß stehen Heißwasserbereiter, sanitäre Anlagen usw. zur Verfügung. Aktenaufzüge und Rohrpostanlage verbinden die Geschosse.

Im 16., 17. und 18. Obergeschoß liegen die Büros der zehn Vorstandsmitglieder mit den Sekretariaten. Diese Räume sind größer; die Ausstattung entspricht den repräsentativen Aufgaben. Aber auch hier fehlt jeder

Fortsetzung Seite 24



aufwendige Luxus. Die drei Sitzungssäle im 19. Obergeschoß wurden auf die speziellen Erfordernisse der Konzern-Hauptverwaltung abgestimmt. Der große Sitzungssaal hat 90 Tischplätze und gestattet für Film- und Lichtbildvorführungen die Unterbringung bis zu 180 Personen.

Das Kasino mit 240 Plätzen, die Gästerräume und die Küche liegen in den beiden obersten Geschossen. Küchengerüche dringen nicht ins Haus. Die Kasinoräume sind in kräftigen Farben gehalten und mit Blumen und Grünpflanzen belebt. Hier wurde ein Platz der Entspannung geschaffen, um den Menschen für eine kurze Zeit aus seiner Arbeit herauszulösen. Dazu trägt wesentlich der weite Blick über die gesamte Stadt und die Landschaft des Ruhrgebietes bei. Bei klarem Wetter lassen sich in der Ferne die Ausläufer des Bergischen Landes erkennen. Die räumlich kleine Küche vermag dank ihrer modernen Einrichtung reibungslos 1 000 Essensportionen pro Tag zu bereiten.

Im Dachgeschoß und in den beiden Kellergeschossen sind die Klimaanlage, die technischen Anlagen sowie Archive und Lager Räume untergebracht. Diese Bereiche sind das Tätigkeitsfeld des Hausingenieurs, der mit einem Stab von Technikern die zahlreichen Aggregate und Apparaturen überwacht. Ein modernes Bürohaus ist ein komplizierter Organismus, der einwandfrei funktionieren muß.

Eine Klimaanlage sorgt für gereinigte und wohltemperierte Luft. Die Beheizung eines Hochhauses mit einer konventionellen Heizung würde zu Schwierigkeiten führen, da eine Belüftung durch Fenster wegen des hohen Winddrucks, besonders in den oberen Geschossen, nicht möglich ist. Auch die stark verunreinigte Außenluft und der Verkehrslärm verlangten besondere Maßnahmen. Je nach Wetterlage wird durch die Klimaanlage angefeuchtete oder getrocknete, je nach Jahreszeit gekühlte oder erwärmte Luft zugeführt. Wegen der unterschiedlichen Sonnenbestrahlung der einzelnen Gebäudeseiten, der Höhenunterschiede und der Windeinflüsse ist das Haus in 12 voneinander unabhängige Klimazonen unterteilt. In jedem Raum wird die Luft in einer Stunde viermal erneuert. Die erforderliche Wärmeenergie liefert das in der Nachbarschaft auf Anregung der Rheinischen Stahlwerke erbaute Blockheizwerk, das auf Koks-

basis betrieben wird und der Versorgung einer Reihe von Verwaltungsgebäuden der näheren Umgebung dient.

Beim Hochhausbau stellen sich die meisten technischen Betriebsprobleme im Zusammenhang mit der Höhe. So reicht z. B. der normale Druck des städtischen Wassernetzes natürlich für ein Hochhaus nicht aus. Wer denkt schon daran, daß eine Druckerhöhungsanlage für die Wasserversorgung installiert sein muß, wenn er sich im 20. Stock die Hände wäscht?

Besonderes Augenmerk mußte auf eine sorgfältige Gründung gelegt werden. Umfangreiche Bodenuntersuchungen und geologische Erkundungen gingen der Fundamentierung voraus. Kernbohrungen stießen auf Bauschutt und Geröll und schnitten schließlich drei Kohlenflöze an. In diesen Flözen war vor über 100 Jahren oberflächennaher Abbau bis dicht unter das Baugebäude betrieben worden. Daher mußte das Hochhaus auf einem torsionssteifen Hohlkastenfundament gegründet werden. Dieses steht teilweise auf Betonpfählen, die in Senkbrunnenbauweise auf den tragfähigen Fels herabgeführt wurden. Ein derartiges Fundament ist in der Lage, eventuell auftretende Einwirkungen aus dem Bergbau aufzunehmen. Für die Bewehrung dieses Hohlkastens wurde mehr Stahl verbraucht, als das Gewicht des gesamten Stahlskeletts vom Erd- bis zum Dachgeschoß ausmacht. Falls sich das Hochhaus durch Einwirkung aus einem eventuellen späteren Abbau einmal schiefe stellen sollte, ist eine Ausrichtmöglichkeit vorgesehen, um es jederzeit wieder in die senkrechte Lage zu bringen. Wie bei jedem modernen Verwaltungsbau, mußte auch beim Rheinstahlhaus mit einer Massierung von Kraftfahrzeugen gerechnet werden. Deshalb war das Parkproblem auf lange Sicht zu lösen. Im Anschluß an das Hochhaus, und zwar rechtwinklig dazu, wurde mit der Rückfront zur Bismarckstraße für die Unterbringung von Fahrzeugen eine Großgarage erstellt, die in sieben Geschoßebenen über 200 Pkw aufnehmen kann und in deren Erdgeschoß Räume für Wartung und Wagenpflege untergebracht sind.

Angesichts der ernsten politischen Lage hat sich die Verwaltung der Rheinischen Stahlwerke entschlossen, auf die sonst übliche Einweihungsfeier zu verzichten und stattdessen 100 000 DM der Berlin-Hilfe zu überweisen.

Über die Bedeutung der Volkshochschule in unserer Zeit

Dr. Theo Buck, Leiter der Volkshochschule Remscheid

In regelmäßigen Abständen kommen die Arbeitspläne der Volkshochschule in unsere Hand. Sie werden mehr oder weniger flüchtig durchgesehen und dann beiseitegelegt. Ganz schön, daß so etwas gemacht wird, denkt man sich, aber für mich ist das nichts.

Damit ist bereits eine Hauptschwierigkeit angeführt, unter der die Arbeit der Erwachsenenbildung leidet. Der Name „Volkshochschule“ ist daran nicht unschuldig; denn dieser Begriff ist in sich zwiespältig. Je nach Einstellung und Herkunft wird der eine darin etwas sehen, was sich ihm, seinem Bildungsweg nach, entzieht: eine Hochschule, zu der er keinen Zugang zu haben glaubt; der andere dagegen wird verächtlich, jedenfalls aber nicht ohne eine gewisse, vielleicht nicht immer bewußte Überheblichkeit, diese Art der Bildung von sich weisen, die sich an das Volk wendet. Ein dritter schließlich stößt sich an der Vorstellung, als ausgewachsener Mensch eine Schule besuchen zu sollen. Das hat man ja, Gott sei Dank, hinter sich gebracht; man hat etwas erreicht, wozu soll man noch etwas lernen?

Schon aus dem Namen lassen sich also die Gründe herleiten, die viele vom Besuch der Volkshochschule abhalten: mangelndes Selbstvertrauen oder aber ein allzu großes Selbstbewußtsein. Stellt man dazu noch in Rechnung, daß es heute tatsächlich manchem unmöglich ist, sich für einen Abend oder Nachmittag der Woche fest zu binden, und daß es außerdem eine Vielzahl von – äußerlich gesehen – weit verlockenderen Angeboten gibt, die einem für die knappe Freizeit vorgelegt werden, dann wundert man sich, daß dennoch ungefähr jeder Hundertste regelmäßig Kurse der Volkshochschule besucht. Dabei ist der Lehrling genau so vertreten wie der Rentner, der Jurist oder Ingenieur wie der Arbeiter.

Was aber ist der Sinn dieser Bemühungen? Manche erwarten von der Volkshochschule eine Förderung im Rahmen ihres Berufes. Das soll und darf nicht der Zweck der Erwachsenenbildung sein. Die Volkshochschule ist kein Ort für kaufmännische und technische Ausbildungslehrgänge, sondern

ein Angebot zur Hilfe und Orientierung für jeden einzelnen auf der Grundlage allgemeinbildender Kurse. Es wird also kein Fachwissen vermittelt, denn dazu haben wir die Berufsschulen und, auf anderer Ebene, die Hochschulen.

Durch Erörterung aktueller Fragen und Probleme, durch Einführung in fremde Sprachen und den kulturellen Raum, aus dem sie erwachsen sind, durch Studienfahrten, durch Einblick in interessante Wissensgebiete von der Geschichte bis zur Astronomie, von der Biologie bis zur Musik und Literatur, insbesondere aber auch durch Anregung und Förderung der produktiven Kräfte des einzelnen, sei es nun beim Musizieren oder bildhaften Gestalten, beim Metalltreiben, Flechten, Basteln oder beim Schmuckfertigen, wird jedem die Möglichkeit gegeben, sich in eine Sache, und sei sie noch so klein, einzuarbeiten und einzufühlen, vielleicht sogar einzuleben. Das gibt dieser Arbeit eine Bedeutung, die in ihrem Ausmaß nicht erfaßbar ist, weil sie eben – und darin liegt ihr Gewicht – nur im einzelnen zur Wirkung kommt. Es wird auf diese Weise einmal der vielbeklagten Spezialisierung entgegengearbeitet, indem durch eine ausgleichende Tätigkeit die notwendige Harmonie wieder hergestellt wird, zum anderen aber werden dem so Arbeitenden Zugangswege eröffnet zu der vielschichtigen Problematik unserer Zeit.

Denn mehr als früher stehen wir heute ungelösten Fragen gegenüber. Aus unserer Hilflosigkeit, die oft zur Resignation, Abstumpfung oder Verslossenheit wird, ist hier eine Befreiung möglich, weil uns Maßstäbe gegeben werden, die uns wieder zu sachlicher Kritik fähig machen. Ohne eine solche Kritikfähigkeit ist man aber heute – und daran krankt unsere Zeit – einer subjektiven oder kollektiven Denkweise hoffnungslos ausgeliefert. Hier will die Volkshochschule im Rahmen ihrer Möglichkeiten dazu beitragen, einem sauberen, nüchternen und selbstkritischen Denken den Boden zu bereiten; denn dazu ist sie als Ort der Begegnung aller in besonderer Weise berufen.

Atomspaltung

Energiespender der Zukunft

Die meisten von uns befällt ein wenig Unbehagen, wenn irgendjemand das kleine Wort „Atom“ in den Mund nimmt. In allen Teilen der Welt verbindet man damit die Vorstellung von Katastrophen, und es wird zumeist vergessen, daß die aus der Spaltung von Atomen gewonnene Energie in gar nicht ferner Zukunft der Menschheit auch von großem Nutzen sein wird.

An Hand einiger Beispiele soll verdeutlicht werden, welche ungeheuren Möglichkeiten eine friedliche Nutzung der Atomenergie mit sich bringt. Sie wird eines Tages an die Stelle der beiden gegenwärtigen Hauptenergiespender, nämlich Kohle und Erdöl, treten müssen, da diese nach heutiger Erkenntnis in nicht allzu ferner Zukunft erschöpft sein werden — eine Situation, die kaum auszudenken wäre, böte sich nicht schon jetzt der Ausweg der Energiegewinnung durch Kernspaltung. Wie sollte man Eisen erschmelzen, wie sollte man Maschinen antreiben — wie sollte man am Ende gar Wohnungen beheizen? Wir alle müßten in die Zeiten unserer Vorfäter zurückkehren, die sich bei Dunkelheit mit dem Licht des Kienspans begnügen mußten. Die ganze Zivilisation unserer Zeit stützt sich auf das Vorhandensein von Energie — genauer gesagt — von Energieträgern und Energiespendern.

In der Bundesrepublik Deutschland lag der Stromverbrauch 1950 bei rund 45 Mrd. kWh (Kilowattstunden), 1960 bereits bei 116 Mrd. kWh, und 1970 wird er voraussichtlich 210 Mrd. kWh erreichen, sich also gegenüber dem heutigen Stand beinahe verdoppelt haben. Das ist eine Folge der immer weiter fortschreitenden Industrialisierung und Mechanisierung. Damit wird aber nicht nur ein Anwachsen des Strombedarfs verbunden sein, sondern als Voraussetzung zu seiner Befriedigung ein ebenso stetig steigender Bedarf an Energieträgern. 1960 stand die Steinkohle an erster Stelle mit 56 Prozent, es folgte die Braunkohle mit 27 Prozent. Mit weiteren 10 Prozent war der Energieträger Wasser an der Gesamtstromerzeugung beteiligt, der Rest verteilt sich auf Gas, Erdöl, Torf und andere. Der Strombedarf wurde im Jahre 1960 also noch

weitestgehend aus sogenannten konventionellen (herkömmlichen) Energiekraftwerken (Kohle, Wasser, Erdöl) gedeckt.

Die Atomenergie wird voraussichtlich nur langsam, jedoch von Jahr zu Jahr zunehmend, eine immer bedeutendere Rolle für die Stromversorgung spielen. Man schätzt, daß im Jahre 1970 rund 3 Mrd. kWh aus Kernenergiekraftwerken fließen werden; das wird einem Anteil von 1,43 Prozent der für diesen Zeitpunkt geschätzten Gesamtstromerzeugung entsprechen. Andere Länder messen der Gewinnung von elektrischer Energie weitaus größere Bedeutung bei. In England wurden zum Beispiel im Jahre 1960 schon 1,4 Mrd. kWh aus Atomkraftwerken gewonnen; 1970 soll bei einem voraussichtlichen Gesamtbedarf von 230 Mrd. kWh diese Zahl auf ca. 35 Mrd. kWh Atomstrom anwachsen. Man bedenke, daß der geschätzte Gesamtbedarf den der Bundesrepublik kaum überschreitet. Auch Frankreich und Italien haben im Vergleich zu Westdeutschland schon jetzt einen großen Vorsprung und für die Zukunft sehr viel weitreichendere Pläne.

Der Anteil der Stromerzeugung in Kernenergiekraftwerken lag in den USA im Jahre 1960 bei 0,5 Mrd. kWh — das ist ein erstaunlich geringer Prozentsatz, nämlich nur 0,06 Prozent. Der auch dort erwartete starke Bedarfsanstieg auf 1500 Mrd. kWh im Jahre 1970 läßt den Anteil des Atomstroms mit 60 Mrd. kWh recht klein erscheinen; er würde nämlich nur 4 Prozent der Gesamtstromerzeugung der USA entsprechen, während diese 60 Mrd. kWh zum Beispiel rund 28,5 Prozent des Gesamtbedarfes der Bundesrepublik im Jahre 1970 ausmachen würden.

Aus diesen wenigen Beispielen ist ersichtlich, daß die Nutzung der Atomenergie für friedliche Zwecke nur sehr zögernd vor sich gehen wird. Der Grund dazu sind die riesigen Aufwendungen, die der Bau von Kernenergiekraftwerken verschlingt.

Es mag trösten zu wissen, daß die großartige wissenschaftliche Leistung, welche zur Gewinnung von Energie durch Kernspaltung führte, der Menschheit zwar die Entwicklung neuer Vernichtungswaffen beschert hat, aber auch einen neuen Energiespender, der die Zukunft unserer zivilisatorischen Erfolge sichert.

Volker Meissner, Stahlguß-Verkauf

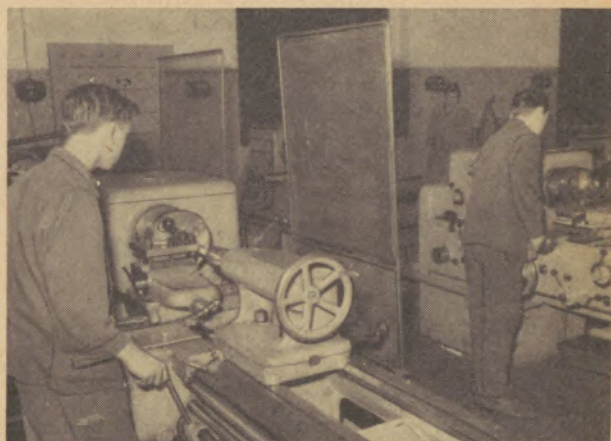
Lehrjahre formen zum Fachmann

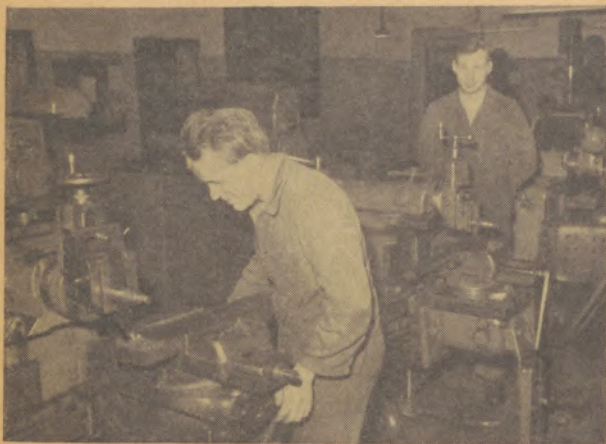
Die Bundesrepublik als Industrieland ist nicht zuletzt von einem gesunden Stamm qualifizierter Facharbeiter abhängig. Wenn unsere Wirtschaft weiterhin in der Welt konkurrenzfähig sein will, muß sie Sorge tragen, diese Fachkräfte in genügender Zahl heranzubilden.

Diese Erkenntnis hat auch die BSI veranlaßt, der Ausbildung von Facharbeitern einen wichtigen Platz innerhalb des betrieblichen Geschehens einzuräumen. Da die Erfahrungen gezeigt haben, daß dem Lehrling, wenn er unmittelbar im Betrieb, d. h. in der Produktion ausgebildet wird, nicht immer das notwendige Wissen vermittelt werden kann, ja, er könnte den Fluß, der zum Teil im Akkord arbeitenden Belegschaft sogar stören, hat man sich in der BSI schon frühzeitig entschlossen, für den Lehrling eine besondere Stätte – die Lehrwerkstatt – zu schaffen. Hier stehen für seine Ausbildung geeignete Lehrkräfte zur Verfügung, die neben fachlichem Können auch noch pädagogische Fähigkeiten mitbringen.

Die Ausbilder haben die Möglichkeit, sich mit jedem Jungen nicht nur fachlich, sondern auch menschlich zu beschäftigen und auf Eigenheiten einzugehen, wie es in den Betrieben nie möglich wäre, da dort für den Meister die Überwachung der laufenden Produktion und die Einhaltung der Liefertermine an erster Stelle stehen. Außerdem fällt es dem Lehrling in der Gemeinschaft mit gleichaltrigen Kameraden nicht so schwer, den Übergang von der Schule zum Berufsleben, vom Kind zum Jüngling zu überbrücken.

So wird jedem Schlosser, Modellbauer oder Elektriker die notwendige Grundausbildung in der Lehrwerkstatt vermittelt. So finden sich zu Ostern die Lehrlinge fast aller in der BSI vorhandenen Berufe zur gemeinsamen Grundausbildung in der Lehrwerkstatt ein. Die Grundausbildung dauert je nach Beruf ein halbes bis ein Jahr; Elektrotechniker, Modellschlosser und Installateure beginnen danach die Ausbildung in den Spezialwerkstätten, während Schlosser und Dreher weiterhin in der Lehrwerkstatt bleiben. Neben der gründlichen praktischen Erziehung steht die Berufsschule mit der theoretischen Untermauerung. Diese theo-





retischen Kenntnisse werden in dem wöchentlichen Werkunterricht von den jeweiligen Fachkräften erweitert und vertieft.

Zum näheren Verständnis möchte ich den Ausbildungsgang eines Betriebsschlossers schildern. Die Grundausbildung beginnt mit der Feilarbeit. An einem U-Stahl müssen 5 mm weggeschruppt werden. Dem Lehrling wird diese Arbeit zuerst sinnlos erscheinen, jedoch zeigt es sich hier, ob er die Ausdauer und den Fleiß besitzt, die zum Durchhalten der drei Lehrjahre notwendig sind. Im Anschluß daran folgt die genaue Kenntnisnahme der Meß- und Anreißwerkzeuge, die den Schlosser das ganze Leben hindurch begleiten. Für den eigenen Bedarf werden Hammer, Taster und, als größeres und schwieriges Werkstück, die Metallsäge angefertigt. Als Lehrstücke kommen noch

Zirkel, Schutzbacken, Anreißständer, Nietproben und vieles andere hinzu. Zwischenprüfungen zeigen, ob der Lehrling auch in der Lage ist, in einer bestimmten Zeit die Arbeiten zu verrichten.

Nach einem halben Jahr kommen Passungen und Mikrometerarbeiten hinzu. Die Arbeit am Schraubstock beendet die Grundausbildung, und die weitere Lehre wird an Maschinen, wie Schnellhobler, Schleifmaschine und Fräsbank fortgesetzt.

Um den Gesichtskreis zu erweitern, durchläuft der Lehrling zusätzlich noch verschiedene Spezialbetriebe. Die Gießereischmiede, die Reparaturwerkstatt und die Prüfstelle sind einige dieser Stationen. Zweckvolle Arbeiten in der Lehrwerkstatt geben dem Lehrling einen Überblick über seinen späteren Tätigkeitsbereich. Prüfungen, halbjährlich durchgeführt, verleihen ihm eine immer größer werdende Sicherheit im Hinblick auf den Abschluß, der beim Betriebsschlosser nach drei Jahren erfolgt.

Nach dieser Ausbildung steht dem Betrieb ein gutausgebildeter Facharbeiter zur Verfügung, der nun in der Industrie die ihm gestellten Aufgaben erfüllen kann.

Ernst Busch, Lehrwerkstatt

Wohnungstauschwunsch

Geboten werden 2 1/4 Zimmer mit Bad im Erdgeschoß, Lärchenstraße — gesucht werden 3 Zimmer mit Bad und Balkon im Stadtbezirk.

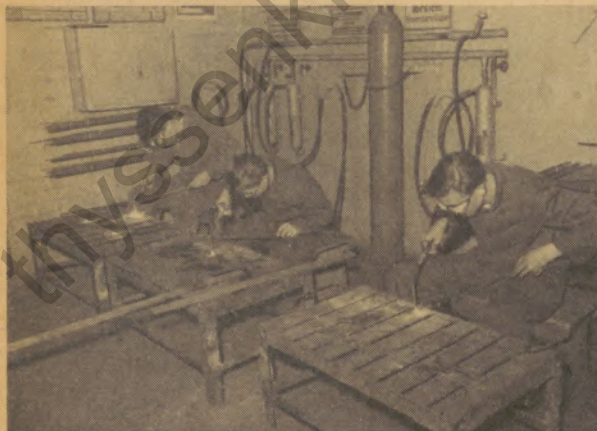
Betriebliches Vorschlagswesen

Auf der letzten Sitzung des Kuratoriums für das betriebliche Vorschlagswesen sind folgende Prämien vergeben worden:

Siegfried Lewandowski,	
Richterei Papenberg	40 DM
Kurt Fey, Instandhaltung	50 DM
Max Lang, Instandhaltung	15 DM
Rudi Onasch, Büro Stachelhausen	20 DM
Kurt Fey, Instandhaltung	25 DM

Zum Gedicht auf Seite 31

Kaschuben, Volksstamm in Westpreußen, links der Weichsel, mit der Hauptstadt Thorn



Unsere Jubilare

25 Jahre

Otto Wiesemann
Instandhaltungsbetrieb
am 15. Dezember 1961

Wilhelm Rickmann
Baubetrieb
am 1. Dezember 1961

Hubert Mai
Instandhaltung
22. Dezember 1961

Philipp Mai
Baubetrieb
am 22. Dezember 1961

Familiennachrichten

Es haben geheiratet

Hubert Filler, Instandhaltungsbetrieb – Elisabeth Cürten, am 11. August 1961
Heinz Neldner, Büro Stachelhausen – Ursel Ledig, am 17. November 1961

In den Ruhestand traten

Rudolf Braun, Werkzeugmacherei Stachelhausen, nach 34jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 1. Dezember 1961
Heinrich Rutel, Werk Julius Lindenberg, nach 11jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 15. November 1961
Hans Behrendt, Werksabteilung Stachelhausen, nach 36jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 31. Oktober 1961
Otto Müller, Modellschlosserei Stachelhausen, nach 40jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 25. Oktober 1961

Ins Leben traten ein

Carsten, Sohn von Eduard Koll, Schlosserei Stachelhausen, am 13. November 1961
Sylvia, Tochter von Hans Adolf Wamser, Stahlgußputzerei Stachelhausen, am 29. November 1961



WIR NAHMEN ABSCHIED VON

Konrad Walther	Pensionär, 76 Jahre alt, am 2. November 1961
Helene Klahold	Rentnerin, 75 Jahre alt, am 4. November 1961
Anna Krapp	Rentnerin, 82 Jahre alt, am 12. November 1961
Michael Golon	Pensionär, 75 Jahre alt, am 26. November 1961
Heinrich Bohn	Putzerei Stachelhausen, 55 Jahre alt, am 28. November 1961
Karl Grabe	Pensionär, 77 Jahre alt, am 29. November 1961
Willi Blechmann	Schlosserei Stachelhausen, 54 Jahre alt, am 1. Dezember 1961

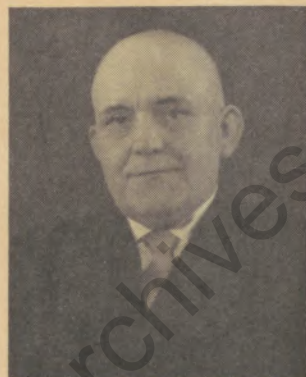
40 Jahre



Erwin Kemper
Leiter der Lohnbuchhaltung
am 2. Januar 1962



Fritz Otto
Geschäftsführer Krankenkasse
am 2. Januar 1962



Albert Krause
Schmelzerei Stachelhausen
am 18. Januar 1962

25 Jahre



Wilhelm Passen
Putzerei Stachelhausen
am 12. Januar 1962



Edmund Benninghoff
Temperei Papenberg
am 15. Januar 1962



Heinrich Krause
Werksaufsicht
am 16. Januar 1962



Werner Decker
Halle Süd
am 22. Januar 1962

Alfred Heinze
Kernmacherei Papenberg
am 4. Januar 1962

Karl Loos
Formerei Papenberg
am 4. Januar 1962

Hans Damps
Gewindeschneiderei Papenberg
am 5. Januar 1962



Werner Schlösser
Formerei Papenberg
am 19. Januar 1962



KASCHUBISCHES WEIHNACHTSLIED

Wärschtu, Kindchen, im Kaschubenlande,
Wärschtu, Kindchen, doch bei uns geboren!
Sieh, du hättest nicht auf Heu gelegen,
Wärschtu auf Daunen weich gebettet worden.

Nimmer wärschtu in den Stall gekommen,
Dicht am Ofen stünde warm dein Bettchen,
Der Herr Pfarrer käme selbst gelaufen,
Dich und deine Mutter zu verehren.

Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten!
Mußtest eine Schaf-Fellmütze tragen,
Blauen Mantel von kaschubischem Tuche,
Pelzgefütert und mit Bänderschleifen.

Hätten dir den eigenen Gurt gegeben,
Rote Schuhchen für die kleinen Füße,
Fest und blank mit Nägelchen beschlagen.
Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten!

Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!
Früh am Morgen weißes Brot mit Honig,
Frische Butter, wunderweiches Schmorfleisch,
Mittags Gerstengrütze, gelbe Tunke,

Gänsefleisch und Kuttelfleck mit Ingwer,
Fette Wurst und goldnen Eierkuchen,
Krug um Krug das starke Bier aus Putzig.
Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!

Und wie wir das Herz dir schenken wollten!
Sieh, wir wären alle fromm geworden,
Alle Knie würden sich dir beugen,
Alle Füße Himmelswege gehen.

Niemals würde eine Scheune brennen,
Sonntags nie ein trunkner Schädel bluten –
Wärschtu, Kindchen, im Kaschubenlande,
Wärschtu, Kindchen, doch bei uns geboren!



